1,20 DM / Band 19
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Das Horror-Taxi von New York

Belgien/Luxemb. F 20 / Frankr. F 3,- / Italien L 600 / Niederl. f 1,30 / Schweden kr 3,50 Lm. / Spanien P 60

# Das Horror-Taxi von New York

## John Sinclair Nr. 19

*von Jason Dark*

*erschienen am 26.09.1978*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Das Horror-Taxi von New York

Ich kannte den Schwarzen Tod und mittlerweile auch Myxin, den Magier. Beide waren sehr verschieden. Sowohl in ihren Meinungen als auch in ihrem Wesen.

Dann lernte ich einen dritten Dämon kennen, der den ersten beiden an Grausamkeit in nichts nachstand.

Es war der Spuk, Herr im Reich der Schatten. Mich lockte er nach Manhattan und lud mich ein zu einer Fahrt im Horror-Taxi von New York…

Jeff Denver starrte so gebannt in den Ausschnitt der Bardame, daß ihm die Augen weit aus den Höhlen traten und fast die Brillengläser berührten.

»Ohhh«, sagte er nur und schluckte.

Denver war nicht mehr nüchtern. Er hatte – wie er immer sagte – eine Beule hinter sich. Einen Bummel durch die New Yorker Nachtlokale. Mit allem, was dazugehört. Er hatte gebechert bis zum Geht-nicht-mehr und war schließlich in einem Schuppen gelandet, dessen Namen er noch nie gehört hatte.

Dort erkannte ihn Tim Morley, ein alter Bekannter. Tim war ebenfalls in Form. Er schlug Jeff so heftig auf die Schulter, daß dieser über die Theke rutschte und an der »Theke« der Bardame Halt suchte.

Die Blondine wich kreischend zurück. Zum Glück war von ihrer Fülle nichts herausgerutscht. Es befand sich noch alles unter dem rosefarbenen Kleid.

Der Schlag hatte Denver wieder etwas nüchterner gemacht. Unwillig drehte er sich um.

»Was ist los, he?«

Tim Morley grinste von Ohr zu Ohr. »Jetzt sage bloß, du bist schon so breit, daß du deinen alten Freund Tim nicht mehr erkennst.«

Denver wischte sich über das Gesicht. Kniff erst das linke Auge zu, dann das rechte. Daß er Tim Morley nicht sofort erkannt hatte, schrieb er der Beleuchtung zu. Keineswegs seinem Zustand.

Doch dann grinste auch er. »Tim«, krächzte er, »du alter Hengst. Gibt es dich auch noch?« Er wollte automatisch zu seinem Whiskyglas greifen, doch das hatte er bei seinem unfreiwilligen Rutsch über den Tresen zur Seite geschoben. Die Finger faßten ins Leere. »Zwei, zwei Manhattan! Für mich und meinen Freund«, rief er. »Laß jucken, Blondine, ich hab einen Brand.«

Blondine war einem guten Geschäft nicht abgeneigt, sie hätte Denver auch mit auf ihr Zimmer genommen. Aber jetzt, wo der Freund da war, sah sie ihre Aktien sinken. Und plötzlich hatte sie etwas gegen Betrunkene.

»Hör zu, Wuschelkopf«, sagte sie mit ihrer rauchigen Barstimme, »du hast genug geschluckt. Mach ‘ne Fliege.«

Jack Denver strich über sein Lockenhaar. »Du hast mich gemeint, Baby?«

»Ja, Mann.«

Wütend drosch Denver mit der flachen Hand auf den Tresen. Dann schrie er: »Ich habe zwei Whisky bestellt, Süße. Her damit!«

Die anderen Gäste drehten sich um.

Tim Morley ahnte den Ärger. Er kannte sich in den New Yorker Bars und Amüsierschuppen aus. »Komm, wir gehen!«

Denver blieb stur. »Nein. Erst will ich die Whiskys.«

»Du kriegst aber keine«, zischte die Bardame.
Denver faßte nach ihr. Das war sein Fehler. Die beiden Muskelmänner standen plötzlich hinter ihm.
Jeff Denver hatte das Gefühl, ein Schraubstock würde seine Handgelenke umklammern. Einer der Rausschmeißer hatte zugepackt, während der andere Tim Morley im Auge behielt.
Denver stöhnte auf. Er stemmte sich gegen den Griff. Ohne Erfolg. Sein Oberkörper wurde immer weiter nach hinten gebogen. Jeff Denver sah noch das Grinsen der Bardame, dann kippte er vom Hocker. Hart fiel er zu Boden. Über sich sah er das kreisende Deckenlicht. Es schleuderte seine roten Reflexe in alle Ecken und Winkel der Bar. Tim Morley, auch nicht gerade schwach gebaut, hütete sich, einzugreifen. Der zweite Rausschmeißer hatte ihm die Spitze eines Stiletts dicht über die Gürtellinie gesetzt. Dabei grinste der Kerl Tim frech ins Gesicht.
»Du machst doch keinen Ärger, nicht?«
Morley schüttelte den Kopf. Er schielte auf Jeff Denver. Noch immer hielt der zweite Schläger dessen Gelenk umklammert. »Willst du noch einen Schluck?« Denver verdrehte die Augen. »Nein, zum Teufel!«
»Dann geh schön brav nach Hause. Leg dich zu Mami ins Bett. Wenn wir dich hier noch einmal sehen, machen wir Hackfleisch aus dir. Was hat er zu zahlen?«
Die Blondine nannte die Summe. »Genau hundert.«
Denver durfte aufstehen und wurde sein Geld los. Bestimmt hatte er nur für fünfzig Dollar getrunken, aber sich jetzt noch aufzuregen, war zwecklos.
Er umklammerte mit beiden Händen den Haltegriff. »Shit«, murmelte er, drehte sich um und wurde von seinem Freund Tim Morley in Richtung Ausgang geführt. Die Schläger blieben dicht hinter ihnen.
»Wenn ich nicht so voll gewesen wäre, Tim, dann hätte ich…«
»Hör auf. Nichts hättest du. Die beiden dreschen dich zusammen, daß du kein Land mehr siehst.« Morley drückte die Schwingtür auf. Er ließ seinen Freund vorgehen. Das Lokal befand sich in Manhattan Midtown, nicht weit vom Broadway entfernt. Der Verkehr war jedoch nur schwach zu hören. Die dicht belaubten Bäume eines Vorgartens dämpften den Straßenlärm. Unter den Bäumen parkten Autos. Das Licht zweier Laternen spiegelte sich auf dem Lack.
Jeff Denver blieb stehen. Er sog genußvoll die Nachtluft in seine Lungen und suchte dann nach den Zigaretten.
Er fand keine.
»Hast du noch ein Stäbchen?« fragte er Morley.
»Nichtraucher, weißt du doch.«
»Stimmt ja.« Jeff Denver zog die Nase hoch und rückte seine Brille zurecht. Sie hatte die kleine Auseinandersetzung zum Glück gut

überstanden. »Mann, Tim, habe ich gesoffen!« Jeff schüttelte den Kopf. »Vor fünf Jahren noch hätte mir das nichts ausgemacht. Aber, zum Teufel, ich bin älter geworden.«

»Wohnst du immer noch am Central Park?«

»Ja.«

»Okay, dann besorge ich uns ein Taxi und laß dich nach Hause fahren.«

Jeff Denver hatte Einwände. »Sollen wir nicht noch ‘ne kleine Sause machen?«

»Ein anderes Mal.«

»Du bist ein Freund.«

»Sei froh, daß ich dich nach Hause schaffen lasse.«

»Mensch, Tim, die Blonde. Die wäre mit mir ins Bett gegangen. Wirklich, die war scharf auf mich.«

»Und auf dein Geld.«

»Ach, Shit. Du weißt doch, daß ich für was Dralles schwärme. Da hat man wenigstens was im Arm. Die war genau meine Kragenweite.«

Tim und Jeff gingen über den Parkplatz. Während Jeff noch redete, machte Tim den Hals lang. Er suchte ein Taxi. Dann sah er einen Wagen die schmale Einfahrt einbiegen. Das Schild »Taxi« leuchtete auf dem vorderen Teil des Daches.

»Da kommt ein Taxi«, rief Tim.

»Unsinn. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.« Tim ließ seinen Freund los. Er lief dem Wagen entgegen, winkte dabei mit beiden Armen.

Plötzlich blendeten die Scheinwerfer des Taxis auf. Geblendet schloß Tim für einen Augenblick die Augen.

»Ist der verrückt?« hörte er die Stimme seines Freundes.

Der Motor des Wagens heulte auf, bewegte sich in den hohen Drehzahlbereichen. Der Fahrer gab Gas!

Wie ein Ungeheuer schoß der Wagen heran.

Zum Glück hatte Morley nicht viel getrunken. Seine Reflexe waren noch in Ordnung.

Er hechtete nach rechts weg, flog durch die Luft, spürte einen harten Stoß an der Hüfte und prallte auf das Pflaster. Hart stieß er mit der Stirn auf. Sein Bewußtsein begann zu schwinden, wurde wie in einen Wattebausch getaucht. Tim bekam die folgenden Ereignisse kaum mit.

Der Wagen schleuderte.

Die Reifen radierten über den Asphalt, zogen lange schwarze Streifen. Es stank nach verbranntem Gummi.

Die Fahrertür des Taxis flog auf.

Jeff Denver war zurückgewichen, als der Wagen angerast kam. Trotz seines umnebelten Gehirns erfaßte er die Situation klar und deutlich. Sein erster Gedanke war: Gangster. In dem Wagen mußten Killer sitzen, die es auf die Bar abgesehen hatten. So etwas passierte in New

York alle Tage.

Aber Denver sollte sich geirrt haben. Nicht Gangster erwarteten ihn, sondern die Hölle.

Kaum war die Tür geöffnet, entstieg eine Gestalt dem Taxi. Wie aus einem Alptraum geboren.

Eine lange dunkle Kutte, die bis zu den Füßen reichte. Die Kapuze hochgezogen, und das Gesicht war – nicht vorhanden. Der Unheimliche hatte kein Gesicht. Er war ein Schatten…

Jeff Denver stöhnte auf.

Hatte er Halluzinationen? Narrte ihn der Spuk? Bildete er sich das alles nur ein? Nein, das Bild blieb.

Grauenhafter als zuvor. Der Schatten griff unter seine Kutte und holte eine silbern schimmernde Kette hervor.

»Komm«, klang eine dumpfe Stimme auf, »komm zu mir. Das Horror-Taxi wartet…«

Der Schatten sprach dumpf, und die Worte hallten Jeff Denver wie Paukenschläge entgegen.

Jeff war völlig konfus. Er konnte nicht einmal den Wagentyp erkennen, mit dem der Unheimliche gekommen war.

Das Grauen ließ ihn nicht mehr los.

Schritt für Schritt näherte sich die Gestalt. Jeff Denvers Augen waren weit aufgerissen, ebenso sein Mund. Schweiß sammelte sich auf seinem Gesicht, rann am Hals entlang und tropfte in den Hemdkragen. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Das durfte es nicht geben. Das war nicht…

»Weg!« keuchte er. »Geh weg!«

Der Unheimliche lachte. »Du gehörst jetzt zu mir. Ich will dich ins Paradies entführen. In mein Paradies…«

Jeff Denver zitterte vor Angst. »Wer… wer bist du?«

Höhnisches Kichern. Dann wieder die Stimme. »Was nützt es dir, wenn ich dir meinen richtigen Namen sage? Du könntest ihn doch nicht behalten. Für dich bin ich der Spuk. Merk ihn dir gut, diesen Namen. Der Spuk wird von nun an dein Leben bestimmen. Aber jetzt ist genug Zeit vertrödelt. Ich will dich!«

»Neinnnnn!«

Jeff Denver schrie das Wort. Er warf sich auf dem Absatz herum und begann zu rennen, um diesen unheimlichen Ort schnell zu verlassen. Die Angst vor dem Spuk beflügelte Jeffs Lauftempo. Höchstens zehn Schritte weit kam Jeff Denver. Der Schatten bewegte sich blitzschnell und schlangengleich. Im nächsten Augenblick wirbelte die Kette durch die Luft und wand sich mit rasender Geschwindigkeit um Denvers Hals.

Ein Ruck – Denver fiel.

Er wurde auf die Erde geschleudert und spürte den harten Aufprall

bis in die Haarspitzen hinein. Denver keuchte, fluchte und rang nach Luft.

Erbarmungslos zog der Spuk die Kettenklammer zu.

Denvers Hände fuhren in die Höhe. Seine Finger krallten sich hilfesuchend um die Kettenglieder. Er packte sie und versuchte, die Kette auseinanderzureißen oder den Druck zu lösen.

Jeff Denver kämpfte vergebens. Zu groß war der Druck. Jeffs Hals saß wie in einer Klemme.

Der Spuk schleifte ihn über den Boden. Jeff Denver stemmte die Absätze ein, wehrte sich.

Er kam gegen die Kraft nicht an. Unaufhaltsam wurde er dem Horror-Taxi nähergebracht. Jeff Denver drehte sich, kam auf die Seite und konnte jetzt den gelben Wagen sehen.

Und er sah den Sarg auf dem Dach!

Schwarz und drohend stand er dort. Wie von Geisterhand öffnete sich der Deckel. Eine dunkle Wolke quoll aus dem Sarg, hüllte den Spuk und Jeff Denver ein.

Jeff hatte das Gefühl, von Hunderten von Händen berührt zu werden. Plötzlich schwebte er in der Luft, wurde weitergetragen, auf den Sarg zu, und…

Er wollte schreien, seine Not hinausrufen.

Kein Ton drang aus seiner Kehle.

Statt dessen fiel er in den Sarg.

Dumpf schlug der Deckel zu.

Wie durch einen Filter hörte Jeff das grausame Lachen des Unheimlichen.

***

Tim Morley kämpfte verzweifelt gegen die Wellen der Ohnmacht. Er wollte nicht bewußtlos werden. Er redete sich ein, daß er und sein Freund dann verloren waren. Der Boden unter ihm schien sich in Wellen zu bewegen und immer wieder auf ihn zuzukommen. Manchmal hatte er das Gefühl, von dem Asphalt angesaugt zu werden, dann wieder war der Boden meilenweit weg. Wie aus der Ferne vernahm er die Schreie, die Hilferufe seines Freundes. Er wollte Jeff helfen, doch seine Glieder gehorchten ihm nicht.

Beine und Arme schienen eine Bleifüllung zu haben.

Morley atmete tief durch. Er schnappte nach Sauerstoff, preßte ihn in die Lungen. Langsam ging es ihm besser. Auch der Boden kam zur Ruhe. Er bewegte sich nicht mehr. Morley konnte wieder Richtungen erkennen. Er wußte nun, wo rechts und links war.

Er stemmte sich hoch und drückte dabei die Handflächen flach auf den Boden. Morley machte den Rücken krumm wie eine Katze. Verdammt, er war doch keine Memme oder ein Schwächling. Er

mußte es schaffen. Wäre doch gelacht.

Tim Morley zog die Beine an, gab sich genügend Schwung und stand.

Nun torkelte er wie ein Betrunkener hin und her und versuchte erst einmal, das Gleichgewicht zu finden. Er schaffte es mit Mühe.

Nichts hörte er mehr von den Schreien. Dafür fiel mit einem dumpfen Geräusch die Wagentür ins Schloß.

Dann mahlte ein Anlasser. Der Motor sprang an.

Halt, wollte Morley schreien. Halt…

Er taumelte auf den Wagen zu. Es war eine irrsinnige Geste, doch Tim merkte in diesen Augenblicken nichts davon.

Der Wagen fuhr an.

Raste direkt auf das Nachtlokal zu.

Morleys Augen weiteten sich vor Entsetzen. Noch zehn, zwanzig Yards, dann mußte das Taxi in den gläsernen Eingang preschen. Bremsen hatte keinen Zweck mehr. Zu groß war die Geschwindigkeit.

Jetzt, jetzt mußte es passieren.

Tim Morley riß die Hände vor sein Gesicht. Er wollte das Unglück nicht mit ansehen. Wollte die Katastrophe nicht miterleben, wenn dieses Taxi mit dem Sarg auf dem Dach in das Lokal raste.

Doch der Knall blieb aus.

Morley schielte zwischen seinen Fingern hindurch. Normalerweise hätte das Glas längst zersplittern müssen, doch das Taxi war nicht mehr zu sehen.

Es war verschwunden.

Von einer Sekunde zur anderen.

Morley schluchzte. »Ich… ich werde verrückt,… ich bin nicht mehr normal…« Er begann zu kreischen und zu lachen. »Das ist Wahnsinn, das ist irre…«

Dann kamen die beiden Rausschmeißer aus dem Lokal. Vielleicht hatten sie das Geschrei gehört, oder sie wollten nur nachsehen, ob die beiden Gäste wirklich verschwunden waren. Auf jeden Fall sahen sie Morley, stutzten einen Moment, blickten sich an und gingen auf ihn zu.

Tim Morley lachte und kreischte noch immer.

Einer der Schläger riß Tim Morley an der Schulter herum. »Sag mal, bist du nicht mehr ganz dicht?«

Morley blickte ihn an. »Das Taxi«, sagte er. »Es ist auf das Lokal zugefahren und dann verschwunden.«

»Der gehört in eine Klapsmühle.«

»Glaube ich auch.«

»Mach ihm Beine, Spencer!«

Spencer hieß der Kerl, der Tim festhielt. Er schleifte ihn über den Parkplatz und warf ihn kurzerhand auf die Straße. Wortlos ging Spencer zu seinem Kumpan zurück. »Der war bestimmt high«,

kommentierte er.

»Möglich. Was es für Spinner gibt.« Spencer nickte. »Da sind wir ja noch normal.«

»Sollen wir dem Boß davon erzählen?«

Spencer winkte ab. »Der hat genug Ärger mit der Mafia. Lassen wir es lieber bleiben.«

Damit war für die beiden Männer der Fall erledigt.

Nicht aber für Tim Morley. Er rappelte sich ächzend hoch und schüttelte sich wie ein begossener Pudel. Er kümmerte sich nicht um die amüsierten Blicke, die ihm die Passanten zuwarfen.

Morley ging nach Hause. Das Geld für ein Taxi wollte er sich sparen.

Immer wieder dachte er bei seinem Fußmarsch über den Fall nach. Auch dann noch, als er in seiner Wohnung saß und einen alten Bourbon durch die Kehle rinnen ließ. Und plötzlich hatte er eine Idee.

Tim Morley – von Beruf Reporter – war vor einem Jahr während einer Studienreise in London gewesen. Dort hatte er mit einem Mann namens Bill Conolly Freundschaft geschlossen.

Bill hatte Tim von John Sinclair erzählt, dem Oberinspektor von Scotland Yard. Sinclair beschäftigte sich mit Fällen, die ins Übersinnliche gingen. Tim erinnerte sich noch daran, wie er damals über Sinclair gelacht hatte. Doch heute dachte er anders darüber. Tim blätterte in seinem Notizbuch herum und suchte Bill Conollys Telefonnummer.

Eine Minute später meldete er ein Transatlantikgespräch an…

***

Ich schaute auf meine Uhr.

»Dein Freund scheint sich zu verspäten, Bill«, bemerkte ich spöttisch. »Schon eine halbe Stunde über die Zeit.«

Bill nahm einen Schluck Whisky und strich dann über sein dunkles Haar. »Er kommt aus New York. Was sind dreißig Minuten Verspätung bei der Entfernung.« Ich hob die Schultern. »Sorry. Normalerweise muß ich um diese Zeit im Büro hocken.«

»Der Fall ist bestimmt interessant für dich, warte bitte!«

»Weißt du denn bereits alles?«

»Nein.« Bill lächelte wie ein Schuljunge. »Aber ich kenne meinen alten Kumpel Tim Morley.«

»Na ja. Hoffentlich behältst du recht.«

Wir saßen auf der Terrasse. Es war ein herrliches Sommerwetter. Der breite Sonnenschirm schützte vor den Sonnenstrahlen.

Bill war hier zu Hause. Dementsprechend hatte er sich angezogen. Shorts, T-Shirt, Sandaletten an den Füßen. Von seinem Platz aus konnte er in den Pool hechten. Bill griff zur Sodaflasche und verlängerte seinen Whisky. Ich hielt mich an den Orangensaft. Im Glas

klirrten die Eiswürfel aneinander.

Die Ruhe tat gut. Mir vor allen Dingen. Wenn ich da an die letzten Fälle dachte, die hinter mir lagen, konnte ich nur noch mit dem Kopf schütteln.

Für mich war es noch immer ein Rätsel, daß ich die Kämpfe gegen den Schwarzen Tod und Myxin, den Magier, lebend überstanden hatte. Wenn ich es recht bedachte, war ich noch einmal knapp mit dem Leben davongekommen. In der letzten Zeit griffen fast alle Fälle ineinander. Man brauchte kein großer Denker zu sein, um erkennen zu können, daß dahinter System steckte. Es gab Lenker, die zum Großangriff ansetzten. Mir traten nicht mehr nur einzelne Widersacher entgegen, sondern die geballte Macht des Bösen. Allerdings waren sich einige Gegner nicht grün. Der Schwarze Tod und Myxin bekämpften sich gegenseitig. Rangen um die Vorherrschaft im Reich der Dämonen. Und wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Das hoffte in diesem Falle ich zu sein.

»Willst du noch einen Schluck?« unterbrach Bills Stimme meine Gedanken.

»Nein, danke, ich habe noch.« Ich deutete auf das Glas mit Orangensaft. Es war noch halbvoll.

Und dann kam Sheila, Bills Frau. Sie war in Umständen. Es konnte sich nur mehr um Tage handeln, dann würde sie ihr Kind bekommen. Bill hoffte auf einen Jungen. Er sollte John heißen. Ich war schon als Taufpate bestimmt.

Beide drehten wir die Köpfe. Bill sprang auf und rückte seiner Frau einen bequemen Stuhl zurecht.

Sheila setzte sich. Sie war noch schöner geworden. Auf ihren Gesichtszügen lag ein Lächeln, das ihre innere Freude widerspiegelte, die sie empfand. Ja, Sheila Conolly freute sich auf ihr Kind. Das blonde Haar hatte sie hochgesteckt. Um ihren schmalen Hals lag eine silbern schimmernde Kette.

»Möchtest du etwas trinken, Darling?« fragte Bill.

»Nein, danke.« Sheila sah mich an und lächelte.

Der Türsummer meldete sich.

Bill sprang auf. »Das ist Tim.« Er ging ins Haus, um zu öffnen. Als Besucher mußte man den großen Vorgarten durchqueren. Auf dem künstlich angeschütteten Gelände wechselten sich gepflegte Rasenflächen mit Buschgruppen ab.

Ich war gespannt auf Tim Morley. Wie Bill berichtete, hatte er etwas Unglaubliches erlebt. Ein Taxi sollte sich plötzlich in Luft aufgelöst haben. Von einem Augenblick zum anderen. Die Geschichte hörte sich unwahrscheinlich an, doch ich war bereit, sie zu überprüfen. Ich habe schon so viele unglaubliche Abenteuer erlebt, daß Außenstehende nur staunen können.

Plötzlich schlug ich mir gegen die Stirn. Ich Idiot. Das Taxi. Natürlich, jetzt hatte ich es. Jane Collins, deren Bewußtsein einen Ausflug in die Jenseitswelt gemacht hatte, berichtete mir davon. Sie hatte durch das Dämonenauge in die Zukunft sehen können. Sah mich einmal an einen Mühlenflügel gefesselt und zum zweiten vor einem Taxi stehen, das auf mich zugerast kam.[1]

Und Tim Morley hatte ein Taxi gesehen. Wahrscheinlich war es die Hitze, die mein Erinnerungsvermögen verlangsamt hatte. Plötzlich sah ich Tim Morley mit ganz anderen Augen an.

»Ist etwas, John?« fragte mich Sheila, die wohl bemerkt hatte, daß meine Gedanken ganz woanders waren.

»Nein, nein, alles klar.«

Ehe Sheila weiterfragen konnte, wurden wir von Bills und Tims Ankunft unterbrochen.

Tim Morley war in unserem Alter. Er trug einen hellen Sommeranzug und hatte das Jackett unter den Arm geklemmt. Sein Hemd zeigte große Schwitzflecken. In der linken Hand hielt er eine Reisetasche. Das rotblonde Haar war kaum zu bändigen. Der Blick seiner Augen strahlte Klarheit und Ehrlichkeit aus.

Bill stellte seinen Freund vor.

»Sie sind John Sinclair«, stellte Tim erleichtert fest, als er mir die Hand gab. »Es freut mich, Sie kennenzulernen, John.«

»Ganz meinerseits, Tim.«

»Willst du dich erst frischmachen?« fragte Bill.

Morley nickte. »Ja, eine Dusche täte mir gut.«

»Okay, komm mit.«

Die Männer gingen ins Haus.

Ich griff nach den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. Sheila erzählte mir, wie es ihr in den letzten Wochen ergangen war. Wir hatten uns lange nicht mehr gesehen. Die nahe Vergangenheit hatte mich so ausgefüllt, daß ich nicht einmal die Zeit fand, anzurufen. Ich berichtete Sheila von meinen Abenteuern.

»Willst du den Job nicht an den Nagel hängen, John?« fragte sie ehrlich besorgt.

»Warum?«

»John, du bist noch jung. Es ist viel zu gefährlich. Du stehst immer mit einem Bein im Grab. Denke daran. Als sie dich in den Sarg gepackt hatten, ich… ich bin bald wahnsinnig geworden, solch eine Angst hatte ich.«

»Oh, danke.«

»Du solltest nicht so leichtfertig darüber hinweggehen. Bill habe ich auch bekehrt. Und, ehrlich gesagt, John, ich bin froh, daß er dich nicht mehr bei deinen Kämpfen begleitet.«

»Kann ich verstehen, schließlich ist Bill bald Familienvater. Aber ich,

Sheila, habe nicht nur einen Job, sondern eine Lebensaufgabe. Ich kann nicht mehr aussteigen, mein Gewissen verbietet es mir. Ich kenne die Gefahr, in der die Menschheit schwebt. Die Kräfte des Bösen haben zum Angriff geblasen. Wir müssen diesen Angriff abzuwehren versuchen oder in Grenzen halten. Wenn du es von der Seite betrachtest, müßtest du mir eigentlich Recht geben.«

»Ja, John.« Sheila nickte. »Aber verstehe bitte, daß ich Angst um dich habe.«

Ich drückte Sheila die Hand. »Lieb von dir.«

Bill kam zurück. Schnaufend ließ er sich in den Korbstuhl fallen. »Tim ist ziemlich fertig«, erzählte er.

Ich sah ihn fragend an.

»Du wirst es ja gleich hören.«

Das »gleich« dauerte zwei Minuten. Dann kam Tim Morley. Seine Haare waren naß. Er hatte sich ein frisches Hemd übergezogen. Es leuchtete wie eine reife Tomate.

Morley trank ein Glas Sodawasser in einem Zug leer. »Das tat gut«, sagte er und lehnte sich behaglich zurück. »Hier ist die Hitze ja noch auszuhalten, aber in den Straßenschluchten von New York…«

New York war das Stichwort. Tim Morley berichtete haarklein, was er erlebt hatte. Nur die Zeit seiner Fast-Bewußtlosigkeit konnte er nur schwerlich rekonstruieren, aber über das Verschwinden des Taxis gab er einen genauen Bericht.

Ich hörte gespannt zu, und auch Bill war die Aufmerksamkeit in Person.

»Das ist alles«, sagte Tim Morley zum Schluß. »Ich war bei der Polizei, aber da hat mir keiner geglaubt. Verständlich, die Geschichte ist auch zu unwahrscheinlich.«

Der Reporter blickte mich an. »Was halten Sie davon, John?«

»Ich glaube Ihnen.«

Morley zog ein zweifelndes Gesicht. »So ohne weiteres? Keine Fragen?«

»Nein.«

»Das ist wirklich eine Überraschung.«

Ich konnte Morleys Reaktion begreifen. Aber er wußte ja nicht, was Jane Collins bei ihrem Jenseitsausflug gesehen hatte. Und da einiges bereits eingetroffen war, glaubte ich auch an den Rest.

»Dann können wir ja gemeinsam nach New York fliegen«, schlug Morley vor.

»Ja.«

»Und wann?«

Ich schaute Bill in die Augen. »Heute schaffe ich es nicht mehr. Aber morgen früh. Gleich mit der ersten Maschine. Das müßte gehen.«

Tim Morley strahlte. Bill rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und

her.

Sheila merkte, was mit ihrem Mann los war. »Dein Platz ist hier«, sagte sie. »Schließlich möchte unser Kind einen gesunden Vater haben.«

»Natürlich«, erwiderte Bill Conolly und hauchte seiner hübschen Frau einen Kuß auf die Wange.

***

New York empfing uns nicht gerade mit strahlend blauem Himmel. Es war schwül. Dunst vernebelte die Sicht. Am Himmel stand eine blasse Sonne.

»Jetzt kocht es zwischen den Wolkenkratzern«, sagte Tim Morley. »Vor allen Dingen in Harlem und in der Bronx nehmen die Gewalttaten bei diesem Wetter sprunghaft zu.«

»Ist New York wirklich so schlimm?« fragte ich.

Morley blickte mich an. »Schlimmer, John.«

Ich selbst hatte New York schon dreimal besucht und immer einen angenehmen Eindruck von dieser Stadt gehabt. Als Tourist mied ich die Slumviertel.

Die Paßformalitäten verliefen ohne Schwierigkeiten. Ein Hotel hatte ich in weiser Voraussicht von London aus angerufen und mir ein Zimmer reservieren lassen.

Suko hatte ich in London zurückgelassen. Er hatte zwar protestiert, doch ich wollte einen Mann zu Hause haben, der dort die Augen offenhielt. Sollte sich in London oder in New York etwas ereignen, was auf eine Aktivität des Schwarzen Tods schließen ließ, würden wir uns gegenseitig sofort benachrichtigen.

Ich schüttelte den Kopf. »Sorry, Tim, aber ich möchte lieber in mein Hotel und mich frischmachen.«

»Okay. Wir nehmen ein Lufttaxi.«

»Den Hubschrauber?«

»Ja.« Er grinste säuerlich. »Seit mir dieses Horror-Taxi begegnet ist, habe ich eine gewisse Abneigung gegen diese Wagen.«

»Verständlich.«

»Außerdem«, so fuhr Tim fort, »ist der Weg durch die Luft schneller und kürzer.« Wir hatten Glück und bekamen noch zwei Plätze in dem Lufttaxi. Langsam hob der Hubschrauber ab. Wir saßen eingekeilt zwischen Geschäftsreisenden aus Europa. Die meisten wühlten in ihrem Papierkram, doch ich wollte mir das New Yorker Luftpanorama nicht entgehen lassen.

Wir flogen nach Nordwesten, auf die Halbinsel Manhattan zu, hinein in die Dunstwolke. Der Smog hüllte wie ein Schleier die Wolkenkratzer ein und drang tief in die tiefen Straßenschluchten.

Ich sah das Empire State Building und die beiden Türme des World

Trade Centers. »Wo landen wir eigentlich?« fragte ich Tim Morley.

»Auf dem Pan Am Building.«

Ich grinste. »Von dort kann ich dann zu Fuß zum Plaza-Hotel gehen?«

»Nein, Sie können sich ein Taxi nehmen.«

»Wie nett.« Meine Antwort klang sarkastisch.

»Sie brauchen doch keine Angst vor diesem Gefährt zu haben«, meinte Morley. »Ich muß erst noch in die Redaktion. Wir können uns ja am Abend treffen.«

»Und wo?«

»Ich komme ins Plaza.«

»Okay.«

Inzwischen hatten wir Manhattan erreicht. Der Hubschrauberpilot flog auf das grüne Rechteck des Central Parks zu, drehte bei, zog noch eine Schleife und visierte die Landeplattform auf dem Pan Am Building an.

Der Platz wurde von funkelnden Positionslichtern eingerahmt. Weich setzte die Maschine auf. Die Rotoren liefen aus, und wir konnten den Hubschrauber verlassen. Der Wind zerzauste unsere Haare. Rasch schritten wir auf den Expreßlift zu, der uns nach unten in die große Halle schoß.

Ich sah viel Glas, bunte Blumen und bewaffnete Wächter die ihre Kanonen tief geschnallt hatten. Diese privaten Sicherheitstruppen bewachten viele wichtige Gebäude in New York.

Tim Morley verabschiedete sich von mir. »Gegen neunzehn Uhr bin ich im Plaza. Warten Sie in der Hotelbar.«

Ich nickte. Dann trennten wir uns.

Die Luft war kaum zu atmen. Sie stand in den Straßenschluchten. Im Nu war ich schweißgebadet, obwohl ich nur da stand und nach einem Taxi Ausschau hielt. Menschen hasteten vorbei. Ein buntes Völkergemisch rahmte mich ein.

Dicht vor mir strich eine heißblütige Mulattin vorbei. Sie trug eine Schalbluse, die nur zur Hälfte die Brüste verdeckte. Die langen Beine steckten in abgeschnittenen Jeans, und was ich in ihren kirschrunden Augen las, war schon mehr als Verlockung.

Aber deshalb war ich nicht nach New York gekommen. Ich schenkte dem Rasseweib ein freundliches Lächeln, hob die Schultern und steuerte ein Taxi an, das soeben am Straßenrand ausrollte.

Es war ein alter Chevrolet. Ich fragte mich, was bei ihm überwog. Die Roststellen oder die Beulen. Wahrscheinlich hielt sich beides die Waage.

Der Fahrer sah aus wie ein Bilderbuch-Mexikaner. Sein Englisch war kaum zu verstehen, als er mich nach meinem Fahrtziel fragte.

»Plaza-Hotel.«

Der Driver fuhr an. Vielleicht machte er Umwege, ich wußte es nicht genau. Es dauerte fast dreißig Minuten, ehe wir unser Ziel erreichten.

Die Rezeption des großen Hotels glich einem Ameisenhaufen. Soeben waren Touristen eingetroffen, und die fünf Männer hinter der langen Theke hatten alle Hände voll zu tun.

Ich schaute mir inzwischen die Auslagen der Hotelshops an.

Nach zehn Minuten hatte sich der Trubel gelegt, und ich bekam meinen Schlüssel. Mein Zimmer lag im vierten Stock. Der Lift brachte mich hoch. Ich sah einen langen Flur, rechts und links Zimmertüren und fand auch meinen Raum.

Drei Schlösser mußte ich öffnen, bevor ich eintreten konnte.

Besonders froh war ich über die Klimaanlage und die Dusche.

Schon bald prasselten die kalten Wasserstrahlen auf meinen verschwitzten Körper. Wenig später schlüpfte ich in saubere Kleidung, steckte einige Spezialwaffen ein und fuhr hinunter in die Bar.

Bis zu meinem Treffen mit Tim Morley hatte ich noch Zeit. Nach einem trockenen Martini nahm ich die Gelegenheit wahr und sah mir ein wenig die Stadt an.

Doch die Schatten, die sich bereits an meine Fersen geheftet hatten, sah ich nicht…

***

Tim Morley hatte plötzlich keine Lust mehr, noch einmal bei seiner Arbeitsstelle vorbeizuschauen. Er hatte Urlaub. Sollten die ihn doch kreuzweise.

Er fuhr mit der U-Bahn und stieg am Columbus Circle aus. Bis zu seiner Wohnung in der 60. Straße West ging er zu Fuß.

Immer wieder fragte er sich, ob es richtig gewesen war, John Sinclair zu alarmieren. Normalerweise hätte er aus dieser Geschichte eine sagenhafte Story machen müssen, aber die Angst saß doch zu tief. Wenn er ehrlich war, dann fürchtete er sich sogar davor, seine leere Wohnung zu betreten. Das Schicksal seines Freundes ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Was mochte mit Jeff Denver geschehen sein? Wo befand sich Jeff jetzt?

Tim wischte sich über das schweißnasse Gesicht. Er ließ sich im Strom der Passanten treiben. Die Rush-Hour hatte eingesetzt. Auf den Straßen nahm der Verkehr zu. Die Wagen fuhren Stoßstange an Stoßstange. Noch dicker wurde der Smog. Blei- und Schwefelgehalt überstiegen zulässige Höchstwerte.

Tim erreichte sein Haus.

Acht Parteien wohnten dort. Die Gegend konnte man als bürgerlich bezeichnen. Die Häuser waren zwar schon älter, aber gepflegt. Zu den Haustüren führten breite Treppen hoch.

Die Kühle des Hausflurs tat Tim Morley gut. Da kein Aufzug

vorhanden war, mußte er die Treppen hochsteigen. Er nahm langsam Stufe für Stufe und gelangte in die zweite Etage.

Tim öffnete die beiden Schlösser. Aus der Wohnung schlug ihm muffige, drückende Luft entgegen. Es wurde Zeit, daß mal jemand lüftete. Eine Putzfrau beschäftigte Tim nicht. Die letzte hatte ihm zuviel gestohlen.

Die Räume zeichneten sich durch Großzügigkeit und hohe Decken aus. Tim hatte die Wände weiß gestrichen, sich schwarze Möbel gekauft und eine Super-Stereoanlage, die er in der Mitte des Livingrooms aufgebaut hatte.

Tim zog die Jalousien hoch, gönnte sich einen Drink und schleuderte die Schuhe von seinen Füßen. Die Treter zeigten von innen dicke Schweißflecke.

Auch das Hemd klebte auf seiner Haut. Mit der Unterwäsche ging es nicht besser. Nackt schritt Tim Morley auf die Duschkabine zu. Das Wasser war lauwarm. Er ließ es einige Zeit laufen, bevor er sich unter die Strahlen stellte.

Morley seifte sich gründlich ein. Dabei legte er sich einen Plan zurecht. Er wollte mit Sinclair die Bar aufsuchen, in der er Jeff Denver getroffen hatte. Dort konnten sie vielleicht eine Spur aufnehmen. Einen anderen Anhaltspunkt wußte Morley nicht.

Erfrischt drehte er die Brause ab, wickelte sich ein Handtuch um die Hüften und ging zurück in den Livingroom.

Er hatte kaum die Schwelle überschritten, als er wie angewurzelt stehen blieb. Im Sessel hockte ein Mann.

Jeff Denver!

***

Tim Morley begann zu zittern. Er hatte plötzlich das Gefühl, Pudding in den Knien zu haben. Er kniff die Augen zusammen, öffnete sie wieder, doch das Bild blieb. Jeff Denver saß ihm tatsächlich gegenüber.

Lächelnd hob Denver die linke Hand.

Er trug die gleiche Kleidung wie in der Bar. Ein blaues Hemd und einen beigen Leinenanzug.

»Du… du…?« stöhnte Morley.

»Ja. Warum auch nicht? Komm doch näher, Tim. Oder hast du Angst, daß ich beiße?«

»Nein, nicht… ich…« Morley ging auf einen Sessel zu und ließ sich hineinfallen. »Ich bin völlig durcheinander.«

»Das kann ich verstehen.« Denver stand auf. Ein gefülltes Glas stand schon bereit. Er reichte es Tim. »Hier, trink das. Es wird dich aufmöbeln.«

Gehorsam schluckte Tim den Whisky. Er hatte seinen Blick erhoben,

schaute Jeff an.

Nichts war an ihm verändert. Das war Jeff Denver wie er leibte und lebte. Tim stellte das Glas zur Seite. »Hast du eine Erklärung für dein Verschwinden?« fragte er. »Du warst immerhin drei Tage weg. Und so plötzlich…«

Jeff Denver setzte sich wieder. »Ja, es ist viel geschehen«, philosophierte er.

»Aber was, zum Teufel?«

Denver lächelte. »Du bist sehr nervös, Tim. Zu nervös. In solch einem Zustand macht man Fehler.«

»Willst du mir vorwerfen, daß…«

»Ja, Tim.«

Morley atmete tief ein. »Okay, dann rede. Sag mir, was dir nicht an mir paßt.«

»Zieh dich erst an.«

Tim überlegte. Dann nickte er. »Okay, Jeff, auch das.« Hastig schlüpfte er in frische Kleidung. »Und jetzt raus mit der Sprache, Jeff. Erst will ich wissen, was mit dir geschehen ist.«

»Ich habe eine Reise gemacht.«

Tim lachte höhnisch auf. »Das habe ich gesehen. Und wohin?«

»In eine andere Welt.«

Morley starrte Denver ungläubig an. »In eine – wohin?«

»In ein Land, in dem es mir besser gefällt als hier. Ich gehöre jetzt dazu. Auch du sollst dort Bürger werden.«

»Du bist verrückt!«

»Nein, Tim, ich bin völlig normal. Ich denke nur anders als du. Ich habe dich dazu ausersehen, ebenfalls eine Reise mit dem Taxi zu machen.«

Tim Morley schluckte. »Jeff, du bist wahnsinnig, wirklich. Was hat deinen Geist verwirrt? Sage es mir. Los, sprich dich aus. Ich bin dein Freund, Jeff. Mir kannst du vertrauen. Außerdem stehe ich nicht allein. Es ist jemand in der Stadt, der uns helfen kann. Dir und mir. Du mußt mir nur vertrauen.«

»Du sprichst von John Sinclair.«

Morleys Augen wurden groß. »Ja. Aber woher…?«

»Wir wissen das. Oder fast alles. Sinclair wird bereits beobachtet. Er kann keinen Schritt tun, ohne daß wir darüber informiert sind. Wir haben unsere Späher überall. Und die Schatten – sie sind unsichtbar, Tim.«

Morley überlegte, wie er Jeff Denver aus der Wohnung bekommen konnte. Freiwillig würde er nicht gehen, das war ihm klar. Und mit Gewalt? Tim schätzte die Chancen ab. Es war fraglich, ob er überhaupt gegen Denver eine Chance hatte. Jeffs Stimme unterbrach seine Gedanken. »Sag mir, was Sinclair vorhat. Ich meine, wir

bekommen es auch so heraus, aber wenn du redest, vereinfacht das die Sache gewaltig.«

»Ich weiß es nicht.«

Denver schüttelte den Kopf. »Warum lügst du, Tim? Ihr habt doch irgend etwas abgesprochen, kann ich mir vorstellen. Rede schon.«

Tim Morley stand auf. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Reden wollte er nicht. Die Gefahr wäre zu groß geworden. Er mußte aber Jeff Denver aus der Wohnung schaffen.

Vielleicht mit Gewalt? So harmlos und unauffällig wie möglich schlenderte Tim Morley auf den Barschrank zu. Sein Glas nahm er mit. Er hielt es mit der linken Hand, mit der rechten umfaßte er eine Whiskyflasche, nahm sich ein Glas und drehte sich um.

»Gesetzt den Fall, ich tue, was du verlangst«, sagte er. »Was springt für mich dabei heraus?«

»Viel, Tim, sehr viel.«

Morley ging einen Schritt auf Jeff Denver zu. Dabei goß er Whisky in das Glas. »Genauer, Jeff.«

»Du wirst ein anderer. Uns kann niemand mehr etwas anhaben. Deine körperliche Struktur wird verändert. Du entwickelst dich zu einem Schatten.«

»Was ist das?« Morley atmete schneller. Er stand jetzt dicht vor Jeff Denver. Seine letzte Chance mußte er nutzen.

Er führte das Glas zum Mund. Mit Gewalt unterdrückte er seine innere Spannung. Dann schlug er zu.

Die Flasche beschrieb einen Bogen, raste genau auf Jeff Denvers Schädel zu. Sie mußte treffen, da Denver sitzenblieb.

Doch die Flasche fegte durch ihn hindurch. So, als wäre Denver nur ein Nebelstreif. Tim Morley wurde von der Wucht des eigenen Schlages nach vorn geschleudert, bekam das Übergewicht und hämmerte die Flasche auf die Sessellehne. Der Whisky gluckerte aus der Öffnung. Tim riß den Sessel mit um und landete neben dem Möbelstück auf dem Boden.

Wie betäubt blieb er zwei, drei Sekunden liegen. Ein schluchzender Laut drang aus seiner Kehle.

Dann hörte er Denvers Stimme. »Ich habe dir doch gesagt, Tim, daß wir Schatten sind. Du kannst uns nicht besiegen!«

Tim wandte den Kopf.

Jeff Denver stand vor ihm. Lässig grinsend. Beide Hände in die Hüften gestützt, die Augenbrauen leicht hochgezogen. »Steh auf!« forderte er. »Hoch mit dir!«

Tim quälte sich auf die Beine. Dabei wich er zurück, bis er die Wand im Rücken spürte. Sein Mund stand halb offen. In seinen Augen lag das Nichtbegreifen. Speichel rann von den Lippen und an seinem Kinn herab. Tim zitterte wie Espenlaub. Die Flasche war nicht zerbrochen.

Der ausgelaufene Whisky wurde vom Teppich aufgesaugt.
Jeff Denver streckte ihm die Hand entgegen. »Laß uns diese dumme Szene vergessen, Tim.«
Morley schüttelte den Kopf. »Geh weg!« keuchte er. »Weg von hier. Du bist kein Mensch. Du bist ein Ungeheuer, ein Untier. Ich will dich nicht mehr sehen, du…«
»Aber Tim…« Jeff Denver spielte noch immer den Nachsichtigen. Dann ging er auf Tim zu. Die rechte Hand hielt er weiterhin ausgestreckt.
»Faß mich nicht an!« kreischte Tim Morley. »Faß mich nicht an, du Bestie…« Jeff Denver lachte nur.
»Aus ist es, Tim. Du wolltest nicht. Jetzt hast du die Folgen zu tragen.« Da schlug die Türklingel an.

***

Ich ging allein durch eine fremde Stadt.
Menschen um mich. Trubel, Betrieb, Hektik. Autos hupten, Polizeisirenen jaulten. Passanten hasteten an mir vorbei, stießen mich an, murmelten eine Verwünschung, wenn sie nicht rasch genug weiterkamen.
Alle hatten es eilig.
Rush Hour…
Selten hatte ich mich so einsam und verlassen gefühlt. Trotz dieser nervenaufreibenden Hektik. Aber die Menschen hatten keinen Blick füreinander. Es zählte nur das Geschäft.
Eigentlich schlimm.
Und dann die drückende Hitze. Aus Gesprächsfetzen entnahm ich, daß ein jeder auf das erlösende Gewitter wartete, auf einen Regenguß, der Abkühlung brachte.
Es geschah nichts dergleichen.
Weiterschwitzen und weiterfluchen und diese verdammte Smogglocke. Schon ärgerte ich mich darüber, nicht im Hotel geblieben zu sein, doch dann sah ich vor mir den Grüngürtel des Central Parks. Am Tage New Yorks Oase, doch nachts eine Stätte tödlicher Gefahr, wie ich wußte. Rockerbanden machten dann den Park unsicher. Dealer und Fixer gaben sich ein Stelldichein, und nicht selten fand man morgens mehrere Leichen in diesem riesigen Areal. Es gab Seen und Teiche, einsame Bänke und Spielplätze, Restaurants und Coffee-Shops.
Und Jugendliche.
Sie lagen auf den Wiesen und kampierten. Manche hatten sich sogar ganz ausgezogen und liebten sich ungeniert.
Niemand nahm daran Anstoß.
Ich schlenderte im Schatten hoher Ulmen weiter. Die Laubkronen

dämpften die Geräusche der Straße. Es wurde ruhiger. Nur die Stimmen der Menschen und das Lachen der Kinder waren noch zu hören.

Meine Gedanken beschäftigten sich wieder mit dem Fall. Selten hatte ich einen so schwachen Anhaltspunkt gehabt. Auch Tim Morley, mein Informant, wußte nicht viel.

Die Frage war, wo wir ansetzen sollten. In London hätte alles anders ausgesehen. Da saßen meine Informanten.

Aber hier…

Ich bereute es schon, Suko nicht mitgenommen zu haben. Himmel, manchmal ist man auch borniert.

Der Weg führte an einer weiten Rasenfläche vorbei. Jugendliche führten dort ein Theaterstück auf. Um sie herum hatte sich ein Zuschauerwall gebildet.

Ich vernahm den Beifall bis zu mir hin.

Dann mußte ich eine Treppe hinuntergehen. Links schimmerte die glatte Fläche eines kleinen Teichs. Selbst die Enten hatten keine Lust, bei dieser Hitze zu schwimmen.

Ich beschloß, bei einem der zahlreichen Verkaufsstände eine Flasche Mineralwasser zu trinken und dann zum Hotel zurückzukehren.

Auf der Treppenhälfte spürte ich das Ziehen im Nacken.

Gefahr!

Ich kannte dieses Anzeichen, hatte im Laufe der Zeit dafür einen sechsten Sinn entwickelt. Irgend etwas lag in der Luft. Etwas Bedrohliches, Gefährliches…

Ich blieb stehen, drehte mich um.

Nichts Verdächtiges war zu sehen.

Nur Spaziergänger. Mütter, die mit ihren Kindern ausgingen. Ein paar junge Mädchen hatten sich untergehakt und lutschten Kojak-Lollis. Zwei Penner hockten im Gras und leerten gemeinsam eine Flasche Rotwein.

Und doch konnte ich mich auf mein Gefühl verlassen. Etwas lag in der Luft, bedrohte mich.

Ich trug trotz der Hitze ein Jackett. So wurde meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta verdeckt. Die Jacke hatte ich geöffnet, so daß ich blitzschnell an die Pistole herankommen konnte, wenn es nötig war.

Den Frieden empfand ich als trügerisch. Das Böse war da, lauerte im Verborgenen, im Unsichtbaren.

Langsam ging ich Stufe für Stufe die Treppe hinab und war dabei gespannt wie ein Bogen.

Wann greifen sie an?

Immer wieder wanderten meine Blicke über die Menschen. Ich wußte, ein Dämon konnte jede Maske annehmen, sogar die eines

Kindes. Und das machte sie so gefährlich. Gnadenlos schlugen sie zu, ehe man sich versah. Meistens war es dann zu spät.

Ich ließ die Treppe hinter mir, und es passierte nichts. Unangefochten konnte ich weitergehen.

Hatte ich mich getäuscht?

Jetzt wollte ich es genau wissen. Um eine Konfrontation heraufzubeschwören, bog ich in einen schmalen Seitenweg ein. Soweit ich erkennen konnte, war ich der einzige Spaziergänger. Der Weg verlief nicht gerade, sondern in Kehren, und schon bald war ich vom Hauptweg aus nicht mehr zu sehen.

Blütenpracht und Stille umgaben mich. Den Lärm hatte ich hinter mir gelassen. Nur als schwaches Brausen waren die Verkehrsgeräusche zu vernehmen.

Ich ging noch einige Yards vor und duckte mich dann unter die Zweige eines besonders weit hervorstehenden Jasminstrauches.

Nun wartete ich ab.

Wenn sich tatsächlich irgendwelche Verfolger an meine Fersen geheftet hatten, dann mußten sie bald auftauchen.

Doch den Gefallen taten sie mir nicht. Alles blieb still. Keine Menschenseele kam den Weg entlang.

Dafür vernahm ich hinter mir ein Rascheln.

Zuerst dachte ich an ein Tier, wirbelte aber trotzdem herum.

Zwei grausame Geschöpfe stampften durch das Buschwerk. Monster, wie sie nur die Hölle ausspeien konnte. Sie überragten mich um einige Zoll, hatten eckige, ziemlich große Köpfe, eine bleiche, fast blutleere Haut, Hände wie Schaufeln und weiße Augen, die von rötlichen Äderchen durchzogen waren.

Ich hörte sie flüstern.

»Das ist er.«

»Machen wir ihn fertig!«

»Töten wir ihn!«

Sie bewegten sich mit einer spielerischen Leichtigkeit. Ihre Körper schienen Zweige und Äste kaum zu berühren. Ich hatte das Gefühl, zwei Geistwesen vor mir zu haben.

Ich sprang zurück. Wollte meine Beretta ziehen, um mich verteidigen zu können, da waren die beiden plötzlich verschwunden.

Von einer Sekunde zur anderen sah ich sie nicht mehr.

Oder?

Ich strengte meine Augen an, blinzelte, sah die Umrisse der Monster. Sie flirrten, wie mit Licht übergossen.

Gehetzt schaute ich mich um. Mein rechter Arm beschrieb kreisende Bewegungen. Verdammt, ich sah kein Ziel mehr. Narrte mich ein Spuk?

Da spürte ich die kalte Hand, im Nacken und den mörderischen

Druck, der mich dem Boden entgegenpreßte…

***

Jeff Denver stoppte unmittelbar in der Bewegung. Die Finger kamen nur wenige Zoll vor Morleys Hals zur Ruhe.

Tim verdrehte die Augen. Der Hoffnungsfunke blitzte in ihm auf. Wer auch geschellt hatte, er war diesem Jemand ungeheuer dankbar. Hatte er ihm doch eine Galgenfrist gegeben.

»Wer ist das?« zischte Denver.

Tim Morley hob die Schultern. Eine Antwort gab er nicht.

Wieder klingelte es. Diesmal fordernder, aggressiver. Dann eine helle, aber auch zugleich wütende Mädchenstimme: »Mach endlich auf, Tim! Ich weiß, daß du da bist. Eine Nachbarin hat dich ins Haus gehen sehen.«

»Wer ist die Kleine?« fuhr Jeff Denver Tim Morley an.

»Laurie Ball. Eine Kollegin.«

»Und was will sie?«

»Weiß ich nicht.«

Jeff Denver überlegte. Die Frau oder das Mädchen wußte, daß Tim Morley in seiner Wohnung war. Wenn er nicht öffnete, machte er sich verdächtig. Wer konnte wissen, wie die Frau reagierte? Vielleicht war sie hysterisch und wollte die Tür eintreten?

»Mach endlich auf, Tim!«

Morley warf Denver einen fragenden Blick zu.

Jeff nickte. »Okay, du kannst öffnen. Laß die Kleine herein. Aber mach keine Dummheiten, spiele den Harmlosen. Und sieh zu, daß die Puppe rasch wieder verschwindet.«

Tim Morley nickte.

Langsam ging er zur Tür, öffnete.

»Endlich!« stöhnte Laurie. »Sag mal, bist du schwerhörig?« Sie schob sich an Tim vorbei. Unter den Arm hatte sie einen Schnellhefter geklemmt.

Tim schloß die Tür.

Im Livingroom blieb Laurie stehen. »Du hast Besuch?« fragte sie erstaunt.

Denver deutete eine Verbeugung an. »Ich heiße Jeff Denver und bin ein alter Freund von Tim.«

»Hm.« Laurie wandte den Kopf. »Von ihm hast du mir aber nie etwas erzählt, Tim.«

»Ich hab’s vergessen.«

Laurie krauste die Stirn. »Was ist los mit dir, Tim? Du bist so nervös.«

Morley lächelte verlegen. »Wieso?«

»Ihm macht auch die Hitze zu schaffen«, mischte sich Jeff Denver ein. »Sie ist ja auch wirklich schlimm.«

Laurie ließ sich in einen Sessel fallen und legte den Schnellhefter auf den Tisch. Sie war ein burschikoser Typ, trug das blonde Haar kurz geschnitten, hatte Hosen an, die bis zu den runden Knien reichten, und eine weit fallende Bluse bedeckte den Oberkörper. Lauries Gesicht war mit Sommersprossen bedeckt. Wenn sie jemand darauf ansprach, pflegte sie immer zu sagen: »Ein Gesicht ohne Sommersprossen ist wie ein Himmel ohne Sterne.«

Laurie stand dem Leben positiv gegenüber. Das merkte man an ihrer ganzen Art. »Ihr sitzt hier wie zwei Trauerklöße«, sagte sie. »Gib mir einen Drink, Tim.«

»Natürlich.«

Laurie nickte Jeff zu. »Er ist wirklich seltsam, Mister.«

»Wie war's eigentlich in London?« fragte Laurie. »Hast du Erfolg gehabt?«

Ehe Tim eine Antwort geben konnte, wechselte sie das Thema. »Übrigens stinkt es hier regelrecht nach Whisky. Wie in einer Schnapsfabrik. Habt ihr gefeiert?«

Jeff Denver lächelte verlegen. »Sorry, Miß Laurie, aber uns ist eine Flasche Whisky zu Boden gefallen. Leider war sie noch fast voll.«

Laurie lachte. »Der gute Stoff«, meinte sie. Dann bekam sie ihren Drink. Sie schaute Tim an. »Deine Hände zittern ja«, stellte sie fest, als sie das Glas entgegennahm.

»Tim ist nervös«, sagte Jeff rasch. »Der Flug hat ihn doch sehr angestrengt.«

Laurie nahm einen Schluck und nickte dann. »Ich will euch auch nicht lange aufhalten.« Sie stellte das Glas weg und zeigte auf den Schnellhefter. »Ich habe dir hier einen Bericht mitgebracht, Tim. Bitte sei so gut und lies ihn dir durch. Es ist meine erste große Reportage. Sie dreht sich um die Frauenclubs in unserer Stadt. Ab der nächsten Woche soll der Bericht in Fortsetzungen erscheinen, und ich will mich nicht blamieren. Tust du mir den Gefallen?«

Tim nickte.

»Ich danke dir.« Laurie stand auf, drückte Morley einen Kuß auf die Wange. »Dann will ich nicht länger stören. Sehen wir uns noch in naher Zukunft?«

»Was meinst du damit?«

Laurie lachte. »Heute abend.« Sie wischte sich über die Stirn. »Himmel, ich glaube, ich habe schon einen sitzen. Man sollte eben bei diesem Wetter keinen Alkohol trinken.«

Tim Morley legte seinen Arm um Lauries Schulter. »Ich bringe dich noch zur Tür.«

»Okay.«

»Nein, bleib hier!« sagte Jeff Denver plötzlich scharf. »Ich will noch etwas mit dir besprechen.«

Laurie drehte sich verwundert um. »Es dauert ja nur ein paar Sekunden, Mister.« Denver stand auf. »Sie können allein gehen.«

Laurie tippte sich gegen die Stirn. »Hat dein Freund nicht mehr alle richtig, Tim?«

Morley atmete tief ein. Dann packte er die überraschte Laurie und stieß sie in Richtung Tür. »Verschwinde!« rief er. »Los, hau ab und alarmiere die Polizei. Sag auch John Sinclair Bescheid, er wohnt im Plaza-Hotel. Schnell, beeile dich!«

Laurie Ball verstand nicht. »Aber Tim, was ist…?«

»Weg, verdammt!«

Tim Morley kümmerte sich nicht mehr um das Mädchen, denn Jeff Denver nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Der hatte natürlich mitbekommen, was los war, ließ alle Rücksicht fahren und stürzte auf Tim zu.

Morley warf sich ihm mit dem Mute der Verzweiflung entgegen. Diesmal war Jeff Denver kein Schatten mehr. Sein Körper hatte wieder stoffliche Formen angenommen. Er konnte es sich nicht leisten, im Moment die Verfolgung des Mädchens aufzunehmen, denn dann hätte er Morley allein lassen müssen, und das war gefährlich.

Die beiden »Freunde« prallten gegeneinander.

Obwohl Morley kräftiger gebaut war als Jeff Denver, hatte er dessen Kräften nicht viel entgegenzusetzen. Morley bekam einen Schlag, der ihm die Luft aus den Lungen trieb und ihn zurückschleuderte. Mit dem Rücken prallte er gegen die Türkante.

Sofort setzte Denver nach. Haßverzerrt war sein Gesicht. »Du hältst mich nicht auf!« knirschte er. »Du nicht!«

Beide Fäuste hatte er gegeneinandergelegt.

Im letzten Moment riß Morley die Arme hoch, blockte den Schlag ab und nahm ihm den größten Teil der Wirkung. Trotzdem wurde er zu Boden geschleudert.

Und dann war Denver über ihm.

Wie Lanzen schnellten die Hände vor. Morley sah die drohenden Hände dicht vor seinem Gesicht auftauchen und spürte den Druck um seinen Hals.

Augenblicklich wurde ihm die Luft knapp.

Gleichzeitig kam die Panik. Wie eine Flamme schoß sie in ihm hoch. Tim hatte Angst.

Er versuchte sich zu befreien, wollte den Druck lösen, er schaffte es nicht. Denver war stärker.

Schon wirbelten die roten Kreise vor seinen Augen, kündigten das Nahen der Bewußtlosigkeit an. Tims Abwehrbewegungen wurden schwächer. Sein letzter Gedanke galt Laurie Ball. Er hoffte nur, daß sie es schaffen würde, dann wußte er nichts mehr.

Jeff Denver löste seine Hände von Tims Hals. Der Mann war wütend.

Es klappte nicht so wie er sich es vorgestellt hatte. Jetzt wußte auch das Mädchen zuviel.

Er mußte sie finden.

Jeff Denver ging zur Tür, blickte in den Hausflur. Die Luft war rein. Die Auseinandersetzung war von keinem der Nachbarn bemerkt worden.

Jeff Denver grinste triumphierend. Morley hatte sich verraten, weil er sagte, wohin das Mädchen laufen sollte.

Ins Plaza-Hotel.

Dort wohnte auch John Sinclair. Jeff Denver grinste, als er an den Geisterjäger dachte. Wahrscheinlich war Sinclair schon nicht mehr am Leben, denn die beiden Geschöpfe, die sich an seine Fersen geheftet hatten, galten als unbesiegbar. Wenigstens für Menschen. Denver war eigentlich ganz zufrieden und sah deshalb ziemlich beruhigt in die Zukunft.

***

Weniger beruhigt war Laurie Ball.

Sie hatte – als Tim sie aus der Wohnung stieß – einfach abgeschaltet. Sie wußte wohl, daß etwas Schreckliches passiert war, aber was genau, das war ihr egal.

Auf jeden Fall hatte das Mädchen den Namen des Hotels behalten. Das Plaza. Sie kannte den Bau sogar, hatte in der Halle mal einen Filmstar interviewt und sich hinterher gegen dessen Zudringlichkeiten wehren müssen.

Noch nie in ihrem Leben war Laurie Ball so schnell mehrere Treppen hinuntergelaufen. Drei, vier Stufen nahm sie auf einmal kam einmal mit dem Ballen falsch auf und wunderte sich, daß sie sich nichts dabei verstaucht hatte.

Dann stand sie draußen. Kinder drängten die Eingangsstufen hoch. Laurie gebrauchte die Arme, um sich Durchlaß zu verschaffen. Es war sonst nicht ihre Art, aber die Angst spielte mit.

Sie sprang auf den Bürgersteig, blieb für wenige Sekunden stehen und warf einen Blick an der Fassade hoch.

Keine Scheibe splitterte – es war ruhig im Haus.

Laurie schluckte. Dann begann sie zu laufen. Rannte, so schnell es ging. Sie schleuderte die Schuhe von den Füßen – diese Dinger mit den hohen Korkabsätzen – nahm die Schuhe in die Hand und hetzte barfuß weiter.

Ein Straßenköter wetzte hinter ihr her, sprang sie an. Laurie gab ihm einen Tritt. Er verzog sich jaulend.

Eine Kreuzung. Laurie keuchte, blickte sich oft um. Keiner verfolgte sie. Nur ungläubig blickende Passanten sah sie. Zwei Jeans-Typen wollten sie festhalten. Laurie reagierte schnell, drosch mit einem

Rundschlag den Kerlen ihre Schuhe in die Gesichter.
Sie hatten genug.
In Höhe der Kreuzung standen die beiden Taxis. Nebeneinander in sorgfältig abgegrenzten Parktaschen.
Neugierig blickten ihr die Driver entgegen. Sie saßen auf der Kühlerhaube des ersten Wagens und feixten.
Keuchend blieb Laurie stehen.
»Wohin denn, Süße?«
Sie holte erst tief Luft.
»Plaza-Hotel, aber rasch!«
Laurie hatte sich an den älteren der beiden Fahrer gewandt. Er erschien ihr vertrauenswürdig.
»Okay. Steigen Sie ein.«
Laurie warf sich in den Fond. Die dünne Bluse klebte am Körper. Deutlich schimmerten die Brustwarzen durch den weißen Stoff.
Ein erregender Anblick.
Der zweite Fahrer grinste draußen vor der Scheibe.
»So beeilen Sie sich doch!« rief Laurie. »Machen Sie schnell. Ich habe keine Zeit mehr…«
Der Wagen fuhr an. Laurie blickte sich um, sah die Straße hinab, über die sie gelaufen war.
Keine Spur von diesem Denver.
Das Mädchen atmete auf. Ihr Herz raste, klopfte hoch bis zum Hals. Wie eine Schicht lag der Schweiß auf ihrem Körper. Laurie dachte an Tim. Was mochte mit ihm geschehen sein? Sollte dieser Denver ihn etwa.
Sie wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu führen. Zu schrecklich kam ihr alles vor. Der Fahrer beobachtete sie im Rückspiegel. »Ärger, Miß?«
Laurie schwieg.
Sie fuhren weiter. Ampelstops. Das kostete Zeit. Und Zeit hatte Laurie nicht. Sie ballte die Hände zu Fäusten, spürte die Nägel am Fleisch der Ballen.
Wie lange dauerte das denn noch?
Endlich waren sie da. Doppelt, und dreifach so lang war Laurie der Weg vorgekommen.
Sie zahlte, stieg aus und rannte unter dem gespannten Baldachin auf die Eingangstür des Hotels zu.
Die klimatisierte Halle tat wohl. Laurie hastete zur Rezeption. Fragende Blicke. »Mister Sinclair«, keuchte sie, »ich muß mit Mr. Sinclair sprechen.«
Ein Lächeln. Höflich, aber bedauernd. »Sorry, Miß, aber Mr. Sinclair hat unser Hotel vor mehr als einer Stunde verlassen. Es tut mir leid. Wenn Sie warten wollen…«

Laurie Ball hörte die Worte nicht mehr. Sie hatte das Gefühl, in einen endlosen Abgrund zu stürzen.

***

Die Kraft dieses Monsters war ungeheuer. Ich wurde dem Boden entgegengedrückt und konnte nichts dagegen tun. Wie eine Stahlpresse lag die Klaue um meinen Hals. Mit der linken Hand versuchte ich mich abzustützen. Für wenige Augenblicke konnte ich dem Horrorwesen Widerstand entgegensetzen. Vor mir sah ich den zweiten Höllenboten auftauchen. Das eckige Gesicht war zu einem häßlichen Grinsen verzogen. Zwischen beiden Händen hielt das Monster eine silbern schimmernde Kette. Die Glieder klirrten leise gegeneinander.

Ich schoß.

Es blieb mir keine andere Wahl. Schräg fuhr die Kugel in den Körper des Untiers und fegte hindurch, um in einem Baumstamm steckenzubleiben.

Dann knallte ich zu Boden.

Über mir vernahm ich ein triumphierendes Heulen. Starke Hände wälzten mich herum, drehten mich auf den Rücken.

Der Unheimliche mit der Kette tauchte wieder auf.

In meiner Verzweiflung feuerte ich auf den anderen.

Und diesmal hatte ich Glück. Das Silbergeschoß blieb in seiner Brust stecken. Es begann von innen heraus zu leuchten und fraß sich in Sekundenschnelle weiter.

Das zweite Monster wich heulend zurück.

Ich konnte endlich frei atmen, sog die Luft in die Lungen und kam auf die Füße. Alles ging viel zu langsam, ein schnellerer Gegner hätte mich fertigmachen können, doch das Monster mit der Silberkette dachte nicht daran.

Es war bis an den Wegrand zurückgewichen, starrte mich noch einmal an, wurde durchscheinend und war verschwunden.

Übrig blieb Monster Nummer eins.

Vergeblich kämpfte es gegen die Macht des geweihten Silbers an. Sein Körper wurde zerstört.

Zurück blieb – nichts.

Ich schüttelte den Kopf, konnte nicht begreifen und suchte nach einer Erklärung. Eins stand jedoch fest. Mein unbekannter Gegner wußte, daß ich mich in New York aufhielt.

Warum hatte meine Kugel das erste Monster nicht zerstört? Ich zermarterte mir den Kopf. Gelangte dann auch zu einem Ergebnis. Diese beiden Wesen konnten zweierlei Gestalt annehmen. Einmal die normale stoffliche Bindung, bei der sie verwundbar waren, und zum zweiten die Struktur eines Geistwesens.

Verrückt, aber wahr.

Nur allmählich beruhigte ich mich wieder, normalisierte sich mein Atem.

Von den Monstern war nichts mehr zu sehen. Nicht einmal Staub war von der Bestie zurückgeblieben, die ich mit meiner Kugel getroffen hatte. Sie war eingegangen in das Dämonenreich. Aber in welches? Es gab derer viele. Davon konnte besonders ich ein Lied singen. Auch fragte ich mich, wer in diesem neuen Fall mein Gegner war. Steckte vielleicht wieder der Schwarze Tod dahinter? Oder Myxin, der Magier? Ich glaubte nicht daran. Beide Dämonen hätten es schlauer angefangen, es nicht auf die plumpe Tour versucht.

Auf jeden Fall war ich froh, glimpflich davongekommen zu sein. Ich ging den Weg wieder zurück. Die Luft war noch stickiger geworden, drückte mehr dem Boden entgegen. Auch schien die Sonne nicht mehr. Sie hatte sich hinter Dunstwolken versteckt. Wenn ich atmete, schmeckte ich den aufgewirbelten Staub auf meinen Lippen. Meine Kehle war trocken. Die Zunge fühlte sich an wie ein dicker Schwamm. Auch hätte ich wieder eine Dusche vertragen können.

Als ich den breiten Weg erreichte, strömten die meisten Menschen bereits den Ausgängen des Parks zu. Jeder erwartete das erlösende Gewitter, aber noch ließ sich die Natur Zeit mit der Entladung.

Ich klopfte mir den Staub aus der Kleidung. Hemd, Jackett und Hose sahen ziemlich ramponiert aus. Kein Wunder.

Auf einer Reklametafel entdeckte ich die Werbung für Hertz-Rent-a-Car. Die Filiale lag ganz in der Nähe.

Dort wurde ich wegen meiner Aufmachung dumm angesehen, doch für gute Dollars bekam ich einen Wagen. Ich entschied mich für einen Golf. Der Wagen ist zwar relativ klein, aber spritzig und paßt oft in die kleinste Parklücke.

Mit dem Golf fuhr ich zum Hotel zurück. Ein Schild führte mich zum Garagenkomplex.

Langsam rollte der grüne Wagen die Rampe hinunter. Ein Hotelangestellter wies mir eine Box zu.

Mit dem Lift konnte ich hochfahren. An der Rezeption stieg ich aus. Vielleicht hatte Morley eine Nachricht für mich hinterlassen, oder es war angerufen worden. Erkundigen wollte ich mich jedenfalls.

Tim Morley war zwar nicht da, dafür wartete ein junges Mädchen auf mich. Es hockte in einem der großen Ledersessel, wirkte irgendwie verloren, wie es da saß und von seinem Tonic water trank.

»Diese junge Dame möchte Sie unbedingt sprechen«, erklärte mir einer der Portiers. Ich bedankte mich und ging auf die Kleine zu.

»Mr. Sinclair?« fragte sie.

»Ja.«

»Können Sie sich ausweisen?«

»Natürlich. Hier.« Ich holte meinen Paß aus der Tasche.
»Entschuldigen Sie, aber ich muß mißtrauisch sein. Sie werden es verstehen, wenn ich Ihnen erzählt habe…«
»Schon gut.«
Sie gab mir den Ausweis wieder. »Und worum geht es?« fragte ich.
»Um Tim Morley.«
Sofort war ich hellwach. »Ist was mit ihm?«
Ich setzte mich und ließ mir von dem Ober ebenfalls ein Tonic bringen.
Plötzlich schimmerten Tränen in ihren Augen. »Ich heiße Laurie Ball, Mr. Sinclair, und bin eine Kollegin von Tim. Ich war vorhin in seiner Wohnung…«
Und dann sprudelte es aus Laurie nur so heraus. Sie redete sich alles von der Seele. Ich hörte ihr geduldig zu.
Zum Schluß sagte sie: »Er hat ausgerechnet Ihren Namen genannt, Mr. Sinclair.« Sie zog die Nase hoch. »Ich bin so rasch gekommen, wie ich konnte.«
Mein Blick traf ihre Figur. Sie hatte einen biegsamen Körper, war der Typ Kumpel, mit dem man Pferde stehlen konnte. Dann sah ich auf ihre schmutzigen Füße.
»Ich bin barfuß gelaufen«, erklärte sie mir. »Mein Gott, ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«
Ich stand auf. »Kommen Sie, Laurie.«
»Und wohin?«
»Wir müssen zu Tim. Sie kennen den Weg?«
»Ja – aber…«
»Was?«
»Wenn er nun…«
Ich lächelte. »Wir wollen es doch nicht hoffen.«
Sie nickte entschlossen. »Ja, Mr. Sinclair. Es ist die einzige Möglichkeit.«
Zahlreiche Blicke folgten uns, als wir auf den Lift zuschritten. Wir mußten warten. Laurie fingerte nach Zigaretten.
Ich legte meine Hand auf ihr Handgelenk. »Lassen Sie. In der Tiefgarage ist Rauchen verboten.«
»Sorry.«
Der Motor des Golfs war noch warm. Ich scherte den kleinen Wagen aus der Parktasche und steuerte ihn die Rampe hoch. Das rotweiße Gitter trudelte nach oben.
Wir fuhren weiter.
Laurie rauchte nervös. Nach jedem Zug aus der Zigarette biß sie sich auf die Unterlippe. Beim vierten Mal sah ich einen kleinen Blutstropfen schimmern.
Mit leiser Stimme gab sie ihre Anweisungen. Sie beschrieb mir den

Weg gut. Leider gerieten wir in die Rush Hour, und die zahlreichen Einbahnstraßen waren ebenfalls nicht dazu angetan, die Fahrtzeit zu verkürzen.

Dann erreichten wir die Straße, in der Tim Morley wohnte. Selbstverständlich fand ich keinen Parkplatz. Ich parkte den Golf neben einem Lieferwagen, dessen Fahrer von seiner Tour nach Hause gekommen war und von Frau und Kindern überschwenglich begrüßt wurde. Er würde sicherlich in den nächsten Minuten nicht wegfahren.

»Kommen Sie.«

Wir fanden die Haustür offen. Laurie Ball hielt sich hinter mir. Rasch stiegen wir die Treppe hoch.

Dann standen wir vor der Wohnungstür. Sie war verglast. Doch eine Gardine verwehrte den Durchblick.

»Haben Sie einen Schlüssel?« fragte ich Laurie.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich schelle mal.«

Nach dem dritten Versuch hatte er noch immer nicht geöffnet.

»Gibt es hier einen Hausmeister?«

»Soviel ich weiß – nicht«, erwiderte Laurie.

»Okay, dann müssen wir es so versuchen.« Ich trug immer ein Spezialbesteck bei mir. Es ist von Scotland Yard entwickelt worden und so klein, daß es sogar in eine Geldbörse paßt. Mit diesem Besteck bekommt man fast jede Tür auf.

Für mich lag hier ein Notstand vor. Ich mußte wissen, was mit Tim Morley geschehen war.

Das Schloß sprang auf. Ich drückte die Tür nach innen.

»Im Livingroom haben wir gesessen«, flüsterte Laurie. Sie hielt meinen Arm. Wahrscheinlich gab ihr die Berührung Schutz und Sicherheit.

Ich erreichte als erster den Raum. Laurie sah mir über die Schulter. Ich wollte sie noch warnen.

Da stieß sie bereits einen gellenden Schrei aus. »Tim!« brüllte sie, rannte auf die leblos am Boden liegende Gestalt zu und fiel neben ihr auf die Knie.

Ich brauchte nur in die gebrochenen Augen zu schauen, um erkennen zu können, daß Tim Morley tot war.

***

Ich ließ Laurie weinen. Es war das beste für sie. Dann – nach Minuten – zog ich sie zur Seite.

»Kommen Sie«, sagte ich. »Sie können ihm nicht mehr helfen.«

Laurie barg ihren Kopf an meiner Schulter. »Aber ich bin schuld«, flüsterte sie. »Wäre ich dageblieben, würde er vielleicht noch leben.«

»Oder Sie wären jetzt auch tot«, erwiderte ich. »Nein, Laurie, es war schon richtig, was Sie getan haben.«

Ich schaute mir die Leiche an. Tim Morley war erwürgt worden, das sah man deutlich. Hart sog ich die Luft ein. Auch mir war der Mord auf den Magen geschlagen. Ich hatte Tim zwar nur kurze Zeit gekannt, ihn jedoch als sympathischen Burschen eingestuft.

»Was… was machen wir denn jetzt?« fragte Laurie.

Ich gab ihr ein Taschentuch. Während sie sich die Nase schneuzte, erklärte ich ihr meinen Plan.

»Wir werden rasch von hier verschwinden.«

»Aber die Polizei. Wir müssen doch Bescheid sagen…«

»Keine Angst«, beruhigte ich sie. »Die Polizei rufen wir an. Von der Telefonzelle aus. Ich möchte nur nicht, daß wir unser Inkognito aufgeben. Es hat nichts damit zu tun, daß ich mit der New Yorker Polizei nicht zusammenarbeiten will, aber in diesem Fall kommt es auf jede Sekunde an. Lange Verhöre würden uns nur aufhalten, und dann kann es zu spät sein. Die unbekannten Gegner haben bereits zugeschlagen.«

»Sie wollen allein kämpfen?« fragte Laurie erstaunt.

»Ja.«

»Aber das ist gefährlich.«

Ich begann damit, unsere Fingerabdrücke abzuwischen. Komisch kam ich mir schon dabei vor, aber was soll's? Für mich gab es keine Alternative, wenn ich den Fall aufklären wollte.

Dann verließen wir die Wohnung.

An der nächsten Straßenecke fanden wir eine Telefonhaube. Ich steckte meinen Kopf darunter und tippte die Nummer der Polizei in die Tastatur. Rasch gab ich die Meldung durch. Dann hängte ich auf.

Laurie sah mir ängstlich entgegen. »Alles glatt gegangen?« fragte sie.

»Natürlich.« Ich lächelte.

»Und jetzt?«

»Fahren wir zu Jeff Denvers Wohnung.«

»Aber ich weiß nicht, wo er wohnt.«

»Sicher hat er Telefon.«

»Bestimmt sogar.«

Wir hielten vor einem Coffee-Shop. Ich bestellte starken Kaffee. Ein wirklicher Durstlöscher bei dieser Hitze. Dann lieh ich mir eines der Telefonbücher aus, wo ich auch den Buchstaben D fand.

Es gab zahlreiche Denver. Auch mehrere Jeffs. Doch durch die gedruckte Berufsangabe hinter den Namen konnte ich seine Adresse herausbekommen. Er wohnte gar nicht mal weit weg. Östlich vom Central Park. In der 66. Straße East.

Ich schrieb die Adresse auf eine Serviette. Laurie schaute mir über die Schulter. »Was hoffen Sie dort zu finden?«

»Entweder Jeff Denver oder zumindest einen Anhaltspunkt über seine Tätigkeit, wenn ich es mal so ausdrücken darf.«

»Ich möchte mitkommen.«

Zuerst steckte ich die Serviette weg. Dann sah ich das Mädchen an und schüttelte den Kopf. »Nein, Laurie, es ist zu gefährlich.«

»Sie werden mich nicht mehr los. Ich kann verflucht dickköpfig sein. Meine irischen Vorfahren haben mir das vererbt. Wenn Sie mich nicht mitnehmen, fahre ich auf eigene Faust hin. Die Adresse kenne ich ja.«

Ich gab mich geschlagen. Zähneknirschend. Die kleine Laurie hatte mich tatsächlich überlistet. Ein raffiniertes Biest.

Wir tranken unsere Tassen leer.

»Wie haben Sie sich entschieden, John?« Sie sagte jetzt John. Mir war das recht.

»Okay, Laurie, kommen Sie mit.«

»Danke.« Sie schluckte und lächelte dann. »Wissen Sie, John, ich hatte zwar nie ein Verhältnis mit Tim Morley, aber wir haben uns ausgezeichnet verstanden. Er war ein Kumpel, ein dufter Kollege. Mit ihm konnte man Pferde stehlen, und er ist mir nie zu nahegetreten. Ich möchte, daß sein Mörder gefunden wird.«

Ich nickte. »Darauf können Sie sich verlassen, Laurie.« Ich gab mich zuversichtlich, doch dieser Optimismus war nur Schau. Wenn wir in Jeff Denvers Wohnung keinen Anhaltspunkt finden, stehen wir da wie der Ochse vor dem Berg.

Nur sagte ich das Laurie Ball nicht. Ich wollte nicht ihren Hoffnungsfunken zerstören.

Ich zahlte die Getränke.

Neunzehn Uhr war schon vorüber, als wir die Straße betraten. Die Luft war schwer. So etwas von Schwüle und Smog hatte ich noch nicht erlebt. Wir haben in London auch Nebel, okay, doch dabei ist es nicht so heiß.

Laurie Ball schnupperte. »Die Luft riecht nach Mord und Gewalt«, sagte sie. »Jetzt ist in Harlem und in der Bronx die Hölle los.«

»Da wollen wir ja nicht hin.«

Der Verkehr hatte etwas nachgelassen. Viele New Yorker waren noch in die Außenbezirke gefahren, vor allen Dingen in Richtung Meer. Da war die Luft frischer.

Im Wagen stand die Luft ebenfalls. Ich schaltete das Gebläse auf die höchste Stufe. Viel änderte sich trotzdem nicht.

Laurie Ball kannte sich in New York gut aus. Wir fuhren die Lexington Ave hoch, ließen dabei die Ostseite des Central Parks links liegen und konnten, nachdem wir einmal um den Block gefahren waren, in die 66. Straße einbiegen.

Es war eine gepflegte Gegend. Es gab zahlreiche Geschäfte und Lokale. Manche Namen klangen deutsch. Sogar einen bayrischen Bierkeller sah ich. Dort stürmte – als wir vorbei fuhren – eine Gruppe Touristen hinein.

»Hier wohnen deutschstämmige Amerikaner«, meinte Laurie.
Ich nickte.
Dann hatten wir unser Ziel erreicht. Das Haus besaß einen kleinen Vorgarten. Es war vierstöckig und besaß eine bunte Fassade. Die Fenster waren ziemlich hoch. Die Haustür stand wegen der Wärme offen. Zwei Männer saßen auf den Treppenstufen und tranken Bier. Sie schauten uns an, als wir auf sie zugingen, sagten aber kein Wort.
Ich sprach sie an. »Wohnt ein Jeff Denver hier?«
Nicken.
»Ist er zu Hause?«
Schulterzucken.
»Sie haben ihn also nicht ins Haus gehen sehen?« hakte ich bei den Stummen nach.
»Nein.« Jetzt endlich bekamen wir eine Antwort.
»Danke.« Wir gingen an den Männern vorbei und betraten den etwas kühleren Flur. Als ich mich einmal umdrehte, sah ich, daß die beiden uns nachschauten.
»Seltsame Typen«, murmelte Laurie Ball. »Da kann man richtig Angst davor bekommen.«
Es war mir gar nicht recht, daß wir unter Umständen vor verschlossenen Türen standen. Laurie hatte ja Angst gehabt, daß Jeff Denver uns verfolgen würde, aber ich hatte nichts bemerkt, obwohl ich auf Verfolger geachtet hatte.
»Und was machen wir, wenn er nicht da ist?« fragte Laurie.
»Warten.«
»Aber Sie haben doch Ihr Besteck.«
»Das ich nur in Notfällen einsetzen darf. Hier liegt kein Notfall vor.«
»Sie nehmen es aber mit den Gesetzen genau.«
»Dafür bin ich Polizist.«
»Bei uns ist das manchmal nicht so.« sagte sie.
»Ich weiß.«
Wir hatten inzwischen die zweite Etage erreicht und standen vor der gelbgrün gestrichenen Eingangstür. Neben uns war das Flurfenster offen.
Wir konnten in einen Hinterhof sehen. An einer Leine hingen zwei bunte Wäschestücke. Die Fenster der Häuser waren weit geöffnet. Fernsehapparate liefen und Radios dudelten.
Feierabendstimmung.
Doch irgend etwas störte mich. Ich wußte nicht genau, was es war, vielleicht die Ruhe in diesem Haus, die unnatürliche Ruhe.
Ja, das war es.
»Ist was?« fragte mich Laurie.
Ich hob die Schultern, ging zwei Schritte zur Seite und schaute über das Geländer hinweg in den Treppenschacht hinunter.

Mit einem Knall fiel unten die Haustür zu. Das plötzliche Geräusch ließ mich zusammenzucken. Verdammt, ich war schon übernervös.

»Sollten wir nicht besser gehen?« fragte Laurie leise. »Mir gefällt es hier nicht.« Sie schüttelte sich, als würde ihr ein Frostschauer über den Rücken laufen.

»Wenn wir schon hier sind, sollten wir es wenigstens versuchen«, antwortete ich und betätigte den Klingelknopf.

Hinter der Tür ertönte ein Summer.

Dann hörten wir Schritte.

Laurie trat etwas zurück.

Mit einem Ruck wurde die Tür aufgezogen. Der Mann, der sie öffnete, behielt die Klinke in der Hand.

Es war Jeff Denver!

Laurie stieß einen erstickten Ruf aus.

Ich fühlte ihre Hände an meinem Arm und brauchte nur in die Augen des Mannes zu sehen, um zu wissen, daß hier ein Mörder vor mir stand. Doch ein Gefühl ist kein Beweis.

»Mr. Denver?« fragte ich.

»Ja.«

»Wir hätten Sie gern für einige Minuten gesprochen. Dürfen wir hereinkommen?«

»Bitte.« Er gab den Weg frei.

Ich hatte das Gefühl, bewußt in eine Falle zu gehen. Aber wer A sagt, muß auch B sagen. Mit keinem Wimpernzucken gab Jeff Denver zu verstehen, daß er Laurie Ball erkannt hatte.

»Der spielt Theater«, flüsterte das Mädchen mir zu.

»Glaube ich auch«, raunte ich zurück. Ich fragte mich die ganze Zeit, ob wir es hier mit einem Menschen zu tun hatten. Nach außen hin machte Jeff Denver nicht den Eindruck eines Dämons, aber ich wußte, daß die Diener der Finsternis in zahlreichen Verkleidungen auftreten konnten. Sie verstellten sich perfekt.

Denver führte uns in seinen kombinierten Wohn-Schlafraum. Die Bilder an den Wänden fielen auf. Moderne Graphiken, oft Strichzeichnungen und sehr wirkungsvoll in Szene gesetzt.

Er bot uns keine Plätze an. Das war auch nicht nötig. Ich wollte es kurz und schmerzlos machen.

»Sie wissen sicherlich, weshalb wir zu Ihnen gekommen sind?« fragte ich.

Er lächelte falsch, nahm seine Brille ab, hielt sie etwas von den Augen ab, schaute hindurch und sagte: »Keine Ahnung.«

»Dann will ich es Ihnen erklären. Sie kennen doch Tim Morley.«

Er setzte die Brille wieder auf. »Natürlich.«

»Morley ist tot.«

Jetzt sah er mich an. »Ich weiß«, erwiderte er. »Ich habe ihn

schließlich umgebracht.«

Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit diesem offenen Mordgeständnis.

Auch Laurie war schockiert. »Mörder!« schrie sie. »Dreckiger Mörder!« Sie war hochrot im Gesicht, wollte sich auf ihn stürzen, doch ich hielt sie fest.

Jeff Denver machte eine abwehrende Handbewegung. »Es war Ihr Fehler, daß Sie gekommen sind. Denn jetzt gibt es kein Entrinnen mehr. Sehen Sie mal aus dem Fenster, Sinclair.«

Ich tat ihm den Gefallen.

Durch die Scheibe konnte ich in den Hof schauen. Und da traf es mich wie ein Schlag.

Unten stand – das Horror-Taxi.

***

Es bot einen schaurigen Anblick. Ein gelber Cadillac mit verhangenen Scheiben. Schwarz waren die Reifen und die Felgen. Doch das Schaurigste war der Sarg, der auf dem Dach des Wagens stand. Er war riesig, nahm fast die ganze Fläche ein und stand hinten noch etwas über.

Der gesamte Wagen war eine einzige Drohung.

Einen Fahrer sah ich nicht hinter der Frontscheibe, aber ich war sicher, daß der Caddy auf neue Fahrgäste wartete.

Auf uns!

Langsam drehte ich mich um.

Jeff Denver lächelte triumphierend. »Das Taxi hatten Sie doch sehen wollen – oder?«

Ich nickte.

Laurie Ball blickte mich an. Ich las die Angst in ihren Augen. Die Mundwinkel zuckten. Laurie stand dicht davor, die Beherrschung zu verlieren.

»Nun, Sinclair?« höhnte Jeff Denver. »Ausgespielt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Kaum. Ich glaube, Sie überschätzen sich. Es wird Ihnen wohl kaum gelingen, uns in den Wagen zu locken. Im Gegenteil, ich werde Sie hier rausholen.«

»Sie sind allein.«

»Sie nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Dieses Haus ist für Sie eine Rattenfalle. Jeder Bewohner steht auf meiner Seite. Sie alle gehören zu den Schatten. Der Spuk hat sie in seinen Bann gezogen.«

Ich hatte so etwas geahnt, blieb jedoch gelassen. »Wer ist der Spuk?« drängte ich auf eine Antwort.

»Ein Dämon. Unser Meister. Er kann sich auflösen und durch Wände gehen. Für ihn gibt es keine Mauern, denn dort, wo er herkommt,

zählt Materie nicht.«

»Und ihm gehört das Taxi?«

»Ja. Nachts fährt er damit durch die Straßen und sucht seine Opfer. Wenn er sie hat, legt er sie in den Sarg, und dort werden Kräfte wirksam, die alle irdischen Gesetze auf den Kopf stellen. Ich will Ihnen eine kleine Kostprobe geben.« Er kam einen Schritt vor. »Versuchen Sie einmal, mich anzufassen.« Denver streckte den rechten Arm aus.

Ich zögerte.

»Los, machen Sie schon.«

Ich faßte nach ihm und durch ihn hindurch. Es war das gleiche Phänomen, mit dem ich schon im Central Park Bekanntschaft gemacht hatte. Aber hatte sich Denver verändert?

Scharf und genau blickte ich hin.

Ja, jetzt sah ich es. Die Umrisse seines Körpers waren nicht so scharf und klar wie sonst. Ich hatte das Gefühl, daß sie leicht flimmerten. Die einzelnen Atome mußten sich in einem Umwandlungsprozeß befinden. Es war die erste Stufe der Auflösung. Etwas, von dem Wissenschaftler träumen.

Doch durch Schwarze Magie ist es zu erreichen!

»Überrascht?« fragte mich Denver.

Selbst wenn ich es gewesen wäre, hätte ich es nicht zugegeben. »Kaum«, erwiderte ich. »Ich weiß, wozu Dämonen fähig sind.«

Das Flimmern verschwand. Völlig normal stand Jeff Denver wieder vor mir.

»Es war nur eine geringe Kostprobe unserer Macht, John Sinclair. Außerdem bin ich nur ein kleines Rädchen im Dämonengetriebe. Wir haben uns angeschickt, New York zu erobern. Wir wollen aus Manhattan eine Stadt der lebenden Toten machen.«

»Dann sind Sie vorher schon gestorben?« fragte ich.

»So ähnlich. Ich und all die anderen haben uns dem Spuk angeschlossen. Er hat uns geimpft, hat den dämonischen Keim in unsere Körper gepflanzt und unserem Leben einen anderen Sinn gegeben. Menschen sind wir nur äußerlich. Im Innern jedoch…« Er verstummte, weil von draußen ein Geräusch durch die Tür drang. Auch Laurie und ich lauschten.

Wir hörten Schritte.

Monoton und dumpf. Ich kannte die Geräusche mehrere Personen stiegen die Treppe hoch.

»Meine Freunde kommen!« klärte Jeff Denver uns auf.

»John, wir müssen fliehen!« Laurie meldete sich. Ihre Stimme klang schrill. Laurie lief auf mich zu und blieb neben mir stehen. »Sag, gibt es noch einen Ausweg?«

Die Frage war an mich gerichtet, doch Antwort gab Denver. »Nein,

für euch nicht.« Ich hatte vorher in den Hof sehen können und dabei nicht nur das Taxi beobachtet, sondern auch den schmalen Sims entdeckt, der sich dicht unter dem Fenster an der Rückseite des Hauses entlangzog. Der Sims führte geradewegs auf die alte Feuerleiter zu. Wenn wir sie erreichten und dann nach oben auf das Dach kletterten, hatten wir vielleicht eine Chance zu entkommen.

Sie war allerdings winzig.

Wäre ich allein gewesen, hätte ich versucht, durchzubrechen. So aber mußte ich auf Laurie Rücksicht nehmen. Ich fühlte mich für sie verantwortlich.

Jeff Denver ahnte, welche fieberhaften Gedanken sich in meinem Hirn abspielten. »Sie wollen fliehen?« fragte er spöttisch.

»Lauf zum Fenster, Laurie!« befahl ich. »Und öffne es!«

Sie gehorchte.

Jeff Denver ließ Laurie in Ruhe. Er fühlte sich sehr sicher. Kurz nachdem Laurie das Fenster geöffnet hatte, dröhnten die ersten Schläge gegen die Tür.

»Siehst du den Sims?« fragte ich.

»Ja.«

»Dann klettere hinaus auf den Rand.«

»John, ich…« Ihre Stimme bebte.

»Mach schon, verdammt!«

Aus den Augenwinkeln sah ich, daß Laurie Ball meinen Anweisungen Folge leistete.

Ich aber kümmerte mich um Jeff Denver. Er hatte vor, Laurie den Weg abzuschneiden.

Schnell sprang ich dazwischen. Ich erkannte, daß er sich in seinem Normalzustand befand, also verwundbar war. Rasch zog ich die Beretta und machte gleichzeitig noch etwas anderes. Ich riß mein Hemd auf, so daß das silberne Kreuz zu sehen war, das vor meiner Brust baumelte.

Jeff Denver stoppte. Er spreizte Arme und Finger, verzog das Gesicht und wich zurück.

Ein Dämon – gleich welcher Art – vertrug den Blick auf das geweihte Kreuz nicht.

So bekam Laurie Gelegenheit, aus dem Fenster zu klettern. Ich hoffte, daß sie es schaffte. Ein Fehltritt hätte für sie den Sturz in die Tiefe bedeutet.

Jeff Denver knurrte wie ein Wolf. Das Gesicht hielt er abgewandt. »Damit kommen Sie nicht durch, Sinclair. Niemals.«

Ich enthielt mich einer Antwort. Abermals dröhnten die schweren Schläge gegen die Wohnungstür. Sie würde sicherlich nicht mehr lange standhalten.

Nach wenigen Sekunden war es soweit. Die Tür brach aus der

Fassung, und die Menschen stürmten in die Wohnung.
Mit einem Sprung erreichte ich Jeff Denver, packte ihn, und als die ersten in das Zimmer drängten, warf ich ihnen Denver entgegen.
Sie wurden überrascht. Denver war nicht gerade ein Leichtgewicht. Er riß eine Lücke in den Menschenpulk. Zwei Frauen und ein Mann fielen hin, fluchten. Andere stolperten.
Ich aber war bereits am Fenster.
So wie Laurie Ball stieg ich auf die Fensterbank, schwang das rechte Bein nach draußen, hielt mich mit beiden Händen am Fensterrahmen fest und zog das linke Bein nach. Die Pistole steckte ich weg.
Ich nahm mir noch die Zeit und riskierte einen Blick in das Zimmer. Die Verfolger hatten sich von ihrem ersten Schrecken erholt. Sie rappelten sich bereits auf. Und nicht nur Frauen und Männer waren dabei, nein, auch Kinder.
Das trieb meine Wut bis zum Siedepunkt. Diese verdammten Bestien machten nicht einmal vor Kindern halt. Wieder einmal bewahrheitete sich, daß es für Dämonen keinerlei Grenzen gibt.
Die Verfolger waren bewaffnet. Die Männer hielten Knüppel oder Messer in den Händen. Ihre Augen zeigten die leeren, leblosen Blicke, die ich schon oft bei von Dämonen Besessenen gesehen hatte.
Jeff Denver trieb die Menschen an. »Packt ihn!« geiferte er. »Los, holt ihn vom Fenster weg!«
Für mich wurde es höchste Eisenbahn. Ich tauchte unter, machte die Beine lang und kam auf dem schmalen Sims zu stehen. Der Halt war nur als provisorisch zu bezeichnen.
Ein Blick nach rechts.
Wie eine Fliege klebte Laurie Ball an der Wand. Zoll für Zoll schob sie sich weiter. In ihren Augen flackerten Angst und Panik.
»Nicht in den Hof sehen!« rief ich ihr zu. »Starren Sie nur die Wand an!«
Ich wußte nicht, ob sie mich verstanden hatte. Überzeugen konnte ich mich nicht davon, denn meine Aufmerksamkeit galt jetzt den Verfolgern.
Zwei Männer streckten ihre Köpfe durch das Fenster.
Dann machten sie sich daran, ebenfalls den Sims zu erklettern.
Jetzt wurde es kritisch.
Ich hätte ihnen leicht entkommen können, da mein Vorsprung groß genug war, doch Laurie Ball konnte sich nicht so schnell bewegen. Und sie stand mir im Weg.
Ich mußte jetzt schneller werden, sonst bekamen mich die Verfolger noch weit vor der Feuerleiter zu packen. Es waren zwei wüst aussehende Kerle, die mir da folgten. Der erste hatte große Hände und einen Körper wie ein Ringer. Der Mann besaß Kraft, das stand außer Zweifel.

Meine Füße fanden zwar einigermaßen Halt, doch der Sims war nicht so breit wie meine Schuhe. Ich mußte das Gewicht auf die Ballen verlagern.

Die Arme hatte ich hochgestreckt. Meine Handteller lagen flach am Mauerwerk. Die gespreizten Finger versuchten, jeden Riß, jede Spalte und Unebenheit auszuforschen.

Der Schweiß strömte mir in wahren Bächen von Gesicht und Körper. Meine Kleidung war so feucht, daß ich sie hätte auswringen können. Unter mir begann es zu bröckeln. Ich hatte das Gefühl, mein Herz würde stehenbleiben, hielt für einige Sekunden die Luft an, zog meinen linken Fuß rasch weiter. Noch hielt der Sims. Ich konnte weitergehen.

Laurie hörte ich flüstern. Sinnlose Worte stammelte sie, während sie sich näher auf die Feuerleiter zuschob. Was mußte das Mädchen für eine Angst haben! Ich verstand es sehr gut. Auch mir war nicht gerade wohl, denn die Verfolger holten auf. Eine Armlänge nur waren sie noch von mir entfernt.

Auch Laurie sah es. »Ich springe!« rief sie. »Dann hast wenigstens du noch eine Chance!«

Das hatte mir gerade noch gefehlt, daß Laurie Ball jetzt durchdrehte.

»Bist du wahnsinnig?« schrie ich zurück. »Geh um Himmels willen weiter! Wir schaffen es!«

Das Girl schüttelte den Kopf.

»Laurie!« Ich brüllte sie an. »Reiß dich zusammen!«

Mein Schreien half. Sie glitt weiter. Hatte den Kopf in den Nacken geworfen. Tränen rannen über ihre Wangen. Ich betete innerlich, daß sie das Gleichgewicht behielt.

Wie weit war die rettende Feuerleiter noch weg?

Fünf Yards? Vier Yards?

Der Schweiß rann mir in die Augen. Sie begannen zu brennen. Mein Atem flog. Ich keuchte wie eine Dampflok am Berg.

Der erste Verfolger streckte bereits seinen Arm nach mir aus. Er hatte sich leicht geduckt und fletschte die Zähne. Ich sah das Weiße in seinen Augen.

Dieser Mensch war eine Maschine.

Die Hand mit den gespreizten Fingern glitt an der Mauer auf mich zu. Es waren dicke, knotige Finger, in denen viel Kraft steckte. Wenn sie mich packten, dann… Ich bog den Oberkörper etwas nach rechts.

Die Hand griff vorbei. Die Fingerspitzen streiften zwar noch den Stoff meines Jacketts, aber zupacken konnten sie nicht mehr.

Der Besessene heulte vor Wut auf.

Und wir hatten wieder eine kleine Galgenfrist.

Trotzdem würden wir die Feuerleiter nicht ungeschoren erreichen. Laurie war einfach zu langsam. Ich stellte mich langsam darauf ein,

daß ich auf diesem Sims einen Kampf auf Leben und Tod führen mußte.

Sicher, zwei Stockwerke waren nicht sehr tief, aber wenn ich vom Sims fiel, würde ich unten mit gebrochenen Knochen liegenbleiben. Und dann hatten sie mich.

Der Besessene holte auf.

Ich war bereits dicht an Laurie heran, blickte in ihr tränennasses Gesicht. »Wir… wir schaffen es nicht…!«

»Doch, Laurie!«

Die nächsten Sekunden belehrten mich eines besseren. Plötzlich war die Hand da, wollte zugreifen.

Ich löste meinen linken Arm von der Mauer, schlug die gekrümmte Hand nach unten und traf das Gelenk.

Der Kerl fluchte und zog den Arm schnell zurück. Das Gleichgewicht hatten wir beide nicht verloren. Aber diese Attacke war nur ein Versuch gewesen, das stand für mich fest.

Der nächste Angriff würde härter sein.

Er kam schon wenige Sekunden später.

Diesmal riskierte mein Verfolger mehr. Er legte sämtliche Kraft hinter seinen Stoß, wollte mich vom Sims stürzen.

Schnell löste ich die linke Hand vom Mauerwerk, bekam wirklich nur durch reinen Zufall sein Gelenk zu fassen und drehte es herum.

Der Besessene keuchte. Er wollte sich losreißen. Ich drückte noch nach, und da geschah es.

Der Mann verlor das Gleichgewicht. Er kippte nach hinten. Ich ließ seine Hand los, um nicht mitgerissen zu werden. Er versuchte, die Balance zu halten, doch seine tastenden Finger rutschten ab.

Der Besessene fiel in die Tiefe.

Er überschlug sich einmal und prallte zu Boden. Bewegungslos blieb er liegen.

Aber auch ich hatte Mühe, die Balance zu halten. Meine Füße wollten weg rutschen. Ich schwankte, fuhr mit der Hand hastig über die Mauer, suchte einen kleinen Spalt oder Vorsprung, an dem ich mich festhalten konnte, hörte Lauries entsetzten Schrei und spürte im nächsten Moment ihre Hand an meiner Schulter.

Laurie drückte mich weiter zurück.

Ich hatte es geschafft. Wenn sie nicht gewesen wäre, dann hätte es übel für mich ausgesehen.

»Danke!« keuchte ich, »vielen Dank…«

Laurie lächelte mir zu.

Als ich an ihr vorbeischielte, konnte ich sehen, daß sie die Feuerleiter schon fast erreicht hatte. Nur noch ein paar winzige Schritte, und die größte Gefahr war gebannt.

Allerdings nicht für mich, denn noch lauerte der zweite Kerl auf seine

Chance.

Und er versuchte es mit einem neuen Trick. Er hob das rechte Bein vom Sims weg und wollte treten. Bestimmt hätte er mich getroffen, doch ich durchschaute den Plan.

Ich bog den Oberkörper etwas nach rechts, ließ den Tritt an mir vorbeizischen und hakte meine Fußspitze unter das zurückschnellende Bein.

Damit hatte der Kerl nicht gerechnet. Sofort geriet er aus dem Gleichgewicht. Sein Standbein knickte weg, der Oberkörper bekam einen Drall nach hinten, und einen Atemzug später verschwand mein zweiter Verfolger in der Tiefe. Sein Schrei brach abrupt ab, als er auf den schmutzigen Hinterhof prallte.

Der Rest war ein Kinderspiel. Laurie hatte die Plattform bereits erreicht und streckte mir die Hand entgegen. Ich ergriff sie und ließ mich von dem Mädchen auf die rettende Metallinsel ziehen.

»Geschafft!« stöhnte Laurie und preßte sich an mich.

Ich lächelte. Laurie hatte ihren Optimismus wiedergefunden. Ich war nicht so froh, denn ich brauchte nur einen Blick nach unten in den Hof zu werfen, dann verging mir das Lachen.

Mindestens zehn Gegner warteten auf uns. Die beiden Abgestürzten lagen auf dem Boden. Niemand kümmerte sich um sie. Uns blieb also nur die Möglichkeit, über das Dach zu entkommen.

Auch Laurie Ball hatte es bemerkt. »Schaffen wir es?« fragte sie. Ihre Stimme zitterte dabei.

»Das wollen wir doch schwer hoffen«, erwiderte ich und trat an den Rand der kleinen Feuerleiter-Plattform. Ein Geländer schirmte die Plattform ab. Ich legte beide Hände auf den eisernen Streifen und schaute in den Hof.

Die Besessenen starrten zu uns hoch. Sie hatten sich jetzt um das Taxi geschart, das nach wie vor wie eine finstere Drohung auf dem Hof parkte.

Und dann wurde die Fahrertür des Wagens aufgestoßen. Eine Gestalt schob sich aus dem Caddy, richtete sich auf und blickte in unsere Richtung.

»Mein Gott«, flüsterte Laurie neben mir, »das ist er.«

Auch mir rann eine Gänsehaut über den Rücken, als ich den Unheimlichen ansah. Ich sah keine Hände und auch keine Füße. Nur eine lange Schwarze Kutte und eine Kapuze darüber. Die Kleidung schwebte in der Luft, eine Handbreit über dem Boden.

Dann begann der Dämon zu sprechen. »John Sinclair, ich weiß, wer du bist. Du bist sehr bekannt, und ich muß zugeben, daß du schon einige Erfolge errungen hast. Der Schwarze Tod hat einen brennenden Haß auf dich. Er will dir heimzahlen, daß du ihm das Dämonenauge zerstört hast. Aber dazu wird es wohl nicht kommen, denn jetzt bist

du in meiner Gewalt. Du und das Mädchen dort.«
»Okay, Unbekannter!« rief ich zurück. »Woher nimmst du das Recht, so große Töne zu spucken?«
»Ich bin der Spuk!«
»Und?«
»Hast du noch nie von mir gehört?«
»Nein«, erwiderte ich laut und provozierend. »Dämonen der untersten Stufe interessieren mich nicht!«
Der Spuk lachte gellend. »Ich werde dir beweisen, auf welcher Stufe ich stehe. In der nächsten halben Stunde befindest du dich in meiner Gewalt. Darauf gehe ich jede Wette ein. Ich lasse mir meinen Plan nicht zerstören. New York wird unter meiner Knute zittern, darauf kannst du dich verlassen.«
Ich wußte, daß der Spuk nicht scherzte. Aber mir war auch nicht nach Späßen zumute. Wir mußten weg. Und zwar sofort.
Ich gab dem Mädchen ein Zeichen. »Steig die Leiter hoch, Laurie!« zischte ich. Sie nickte und machte sich an den Aufstieg.
Die Feuerleiter war zum Glück noch intakt. Ich kenne Bauten, da hängt sie in rostigen Ösen und droht jeden Augenblick zusammenzubrechen. Bevor ich Laurie nachstieg, warf ich noch einen Blick auf den Hof. Der Spuk und seine Helfer standen unbeweglich auf dem Fleck.
Das gefiel mir gar nicht. Schließlich bekamen sie mit, daß wir fliehen wollten, doch sie unternahmen nichts. Wahrscheinlich hatten sie einen dicken Trumpf in der Hinterhand.
Ich kletterte hinter Laurie her. Zwar knirschten die Stufen unter meinem Gewicht, doch sie hielten, und das war die Hauptsache. Unangefochten erreichten wir die Plattform der dritten Etage.
Hier fehlte das Geländer an der rechten Seite. Es war abgerissen.
»Paß auf, Laurie!« warnte ich das Girl.
Inzwischen brach die Dämmerung an. Eine dunkle Wand schob sich über den Himmel. Kein Lufthauch regte sich. Die schwüle Luft drückte. Blickte ich nach rechts, so sah ich über den Dächern bereits das erste Wetterleuchten. Sicher ließ das erlösende Gewitter nicht mehr lange auf sich warten.
»Kannst du noch?« fragte ich Laurie.
Sie lachte bitter. »Ich muß.«
»Okay, dann haben wir es gleich geschafft!«
Sie drehte den Kopf etwas und schaute auf mich herunter. »Und dann? Wie geht es weiter?«
»Wir fliehen über die Dächer.«
»Wenn sie uns lassen.«
Ich gab keine Antwort mehr. Wir hatten beide miterlebt, wie mächtig der Spuk war. Er mußte dieses Viertel unter Kontrolle haben, denn

kein Anwohner hatte die Polizei gerufen. Die Jagd auf uns war eröffnet, und alle machten mit.

Eine teuflische Situation.

Wir erreichten die Plattform zur vierten Etage. Jetzt hatten wir nur noch eine Steige bis zum Dach vor uns.

Ich dankte dem Erbauer des Hauses, daß er es mit einem Flachdach ausgerüstet hatte. Bei einer Spitzdachbauweise wären wir verloren gewesen.

Wir schafften die letzten Stufen, blieben dann schwer atmend stehen und blickten uns an.

Kamine und Fernsehantennen wechselten sich ab. Erstere boten gute Deckungsmöglichkeiten. Sie waren gemauert, und durch den hervorquellenden Ruß im Laufe der Zeit geschwärzt worden.

Das Haus rechts vor uns besaß ebenfalls ein Flachdach. Das linke jedoch nicht. Also nach rechts.

Ich faßte Laurie am Arm. »Kommen Sie!« Laurie nickte. Sie sah schlecht aus. In ihrem Gesicht spiegelte sich die Anstrengung wider. Ich warf keinen Blick mehr nach unten, es hätte zuviel Zeit gekostet.

Wir liefen auf den Seitenrand zu, ich einen Schritt voraus. Ich blieb stehen, als ich sah, daß das nächste Haus von unserem mindestens drei Yards entfernt war.

»Nein!« schluchzte Laurie auf und begann zu weinen. Die Enttäuschung war zu groß.

Ich munterte sie auf. »Keine Angst, das schaffen wir schon. Ich springe zuerst.«

Sie sah mich aus tränennassen Augen an. »Und dann?«

»Fange ich Sie auf!«

Laurie Ball nickte.

Ich ging ein paar Schritte zurück, nahm einen Anlauf, sprintete auf den Dachrand zu und stieß mich ab.

Sicher flog ich über die »Schlucht« und kam auf dem anderen Hausdach sicher auf. Ich drehte mich um und winkte Laurie. »Schnell!« rief ich. »Und nimm einen genügend langen Anlauf.«

Die Antwort verstand ich nicht. Laurie ging aber zurück.

Die Spannung stieg. Ich drückte dem Mädchen beide Daumen, ging leicht in die Knie, schob die Arme vor und machte mich bereit, Laurie aufzufangen.

Sie lief los.

Zögernd erst, mit viel zu kurzen Schritten.

Mein Herz begann zu hämmern. Mein Gott, wenn sie so weiterlief, schaffte sie es nicht.

»Laurie!« Ich rief ihren Namen. Sie hörte mich nicht, erreichte den Dachrand, stieß sich ab…

Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen.

Wie in Zeitlupe liefen die nächsten Sekunden ab. Ich sah Laurie auf mich zufliegen, sah in ihr vor Angst verzerrtes Gesicht.

Dann war sie da.

Sie berührte mit dem rechten Fuß den Dachrand, knickte weg, fiel nach hinten.

Ich packte zu. Laurie schrie, doch meine Hände umklammerten ihr linkes Handgelenk wie Stahlringe. Mit einem Ruck zog ich Laurie auf das sichere Dach. Weinend warf sie sich in meine Arme, barg ihren Kopf an meiner Brust. Ich streichelte ihr Haar. »Okay, Laurie, es ist alles gut!«

Sie gab keine Antwort. So leid es mir tat, aber ich konnte ihr keine Erholungspause gönnen. Wir mußten weiter.

Mit Laurie Ball im Arm drehte ich mich um.

Es traf mich wie ein Schock. Vor uns stand der Spuk!

***

Am liebsten hätte ich mich in diesen Sekunden in ein Mauseloch verkrochen, so mies war mir. Alles umsonst, die Flucht, die Gefahren, die wir auf uns genommen hatten.

Der Spuk war Sieger geblieben! Und Laurie Ball?

Weit und entsetzt hatte sie die Augen aufgerissen, starrte den Unheimlichen an. Auch ich fixierte den Spuk, als er vor mir stand. Ich erkannte, daß sich unter der Kapuze kein leerer Raum befand. Wo normalerweise das Gesicht eines Menschen sitzt, war Luft. Sie flimmerte in einem Oval. Hin und wieder sah ich winzige helle Punkte aufblitzen, die die Umrisse einer Physiognomie nachmodellierten.

»Ich habe dir doch gesagt, daß du mir nicht entkommst, John Sinclair!« stellte der Spuk mit tonloser Stimme fest. »Und das da«, er wies auf das Kreuz auf meiner Brust, »nützt dir nichts. Ihr hättet euch sofort ergeben sollen. Jetzt wird es schlimmer.«

Ich schluckte und sagte: »Laß wenigstens das Mädchen laufen. Es hat dir nichts getan.« Ich erkannte meine eigene Stimme kaum wieder.

Doch der Spuk lachte mich aus. »Jedes Leben zählt«, erwiderte er. »Ich brauche Diener, um meinen Plan durchführen zu können.«

Laurie faßte nach meiner Hand. Ihre Finger zitterten, sie waren feucht.

Und ich konnte nichts für sie tun. Ich war hilflos, kam gegen die magische Überlegenheit meines Gegners nicht an.

Der Spuk war nicht allein. Er hatte seine Helfer mitgebracht. Auf seinen Befehl hin tauchten sie hinter den Kaminen hervor.

An der Spitze Jeff Denver.

Er grinste höhnisch, als er auf mich zukam.

Fieberhaft suchte ich nach einem Ausweg. Es gab keinen. Nicht in diesem Augenblick…

Die Männer kreisten uns ein, zogen die Schlinge aus Körpern immer dichter.

Laurie Ball preßte sich angstvoll gegen mich. Sie schrie auf, als die ersten Hände nach ihr griffen.

Ich hatte zwar verloren, aber leicht wollte ich es den Typen nicht machen. Ich wehrte mich. Warf mich hinein in den Kreis der Gestalten. Mit der rechten Hand hielt ich das Kreuz hoch.

Schreie, Flüche. Ich bekam Luft, drehte mich und schlug auch mit beiden Fäusten zu.

Ich traf. Hart sogar. Dann bahnte ich mir einen Weg zu Laurie Ball. Zwei Kerle hielten sie fest.

Dem linken drückte ich das geweihte Kreuz vor die Brust. Seine Kleidung begann zu schmoren. Er selbst brüllte und ließ das Mädchen los.

Mit der linken Hand riß ich Laurie aus den Klauen des zweiten Besessenen. Ich warf mich mit ihr herum und wollte zu einem schmalen Dachfenster eilen. Doch der Spuk war schneller.

Urplötzlich tauchte er vor uns auf. Er hielt etwas in der Hand, das ich nicht erkennen konnte.

Ich spürte einen starken Schmerz am Kopf, hörte Lauries Schrei und dann nichts mehr.

Ich war ohnmächtig.

***

Ich kam wieder zu mir und stellte als erstes fest, daß ich gefesselt war. Und zwar mit dünnen Nylonschnüren, die tief in mein Fleisch schnitten. Die Füße hatte ich frei, aber gut bewegen konnte ich mich trotzdem nicht.

Außerdem war mir schlecht.

Mein Magen schien innerhalb des Körpers höher zu wandern, um der Kehle entgegenzustreben. Ich schluckte Luft, atmete tief durch und merkte, daß es mir besser ging.

Dann blickte ich mich suchend um. Es war inzwischen fast dunkel geworden, und ich lag auf einer einsamen Straße. Unter mir spürte ich den harten Asphalt. Rechts und links der Straße standen Bäume mit hohen Kronen, so daß ich das Gefühl bekam, in einem grünen Tunnel zu liegen.

Still war es um mich herum. Ich lag auf dem Rücken, hob mühsam den Kopf und blickte die Straße hinunter. Vor mir – wo das Grau des Asphalts in die Dunkelheit hineinfuhr – sah ich die Umrisse des Horror-Taxis.

Es war also noch da. Ich hatte die vergangenen Erlebnisse nicht geträumt, das stand fest.

Ich ließ mich wieder zurücksinken und achtete darauf, daß ich mit

dem Hinterkopf nicht zu fest aufkam. Das würgende Gefühl hing noch immer in Magennähe, aber es beeinträchtigte mein Gedächtnis nicht.

Was war mit Laurie Ball geschehen? Die Frage quälte mich. Wenn der Spuk ihr etwas angetan hatte, dann fühlte ich mich schuldig. An meine eigene Situation dachte ich dabei nicht so sehr, mir ging es nur um das Mädchen.

Ich sollte bald eine Antwort bekommen.

Daß im Wagen jemand saß, merkte ich daran, daß der Motor aufbrummte. Dann fuhr der Wagen an.

Genau auf mich zu.

Im ersten Augenblick bekam ich einen Schreck, rollte mich zur Seite, wollte weg von der Fahrbahn.

Es war nicht nötig. Außerdem wäre ich viel zu langsam gewesen. Das Taxi stoppte dicht vor meinen Füßen. Riesengroß kam mir der Wagen vor. Ich schielte nach oben und konnte das Vorderteil des Sarges auf dem Wagendach sehen.

Hatte man Laurie dort eingesperrt?

Dieser Gedanke bereitete mir Angst. Ich wußte, wie einem Menschen zumute war, wenn er lebendig begraben wurde. Ich hatte es bereits am eigenen Leibe erfahren.[2]

Das Klappen einer Tür unterbrach meine Gedanken.

Es war Jeff Denver.

Breitbeinig blieb er vor mir stehen, schaute triumphierend auf mich herab und hielt in der rechten Hand meine eigene Beretta. Jetzt senkte er den Arm, ließ mich in die Mündung sehen und fletschte die Zähne wie ein zubeißender Wolf.

»Das wäre doch was«, flüsterte er. »John Sinclair wird mit der eigenen Waffe erschossen.«

Es war kein angenehmes Gefühl, in die Mündung schauen zu müssen. Mein Hals wurde mir trocken. Trotzdem dachte ich in diesem Augenblick weniger an mich als an Laurie Ball.

»Was habt ihr mit dem Mädchen gemacht?«

Jeff Denver ließ den Arm mit der Waffe sinken. »Noch nichts«, erwiderte er. »Du sollst selbst miterleben, was mit ihr geschieht. Und dann bist du an der Reihe. Soviel darf ich dir schon verraten.«

»Wollt ihr sie töten?«

»Abwarten.«

Ich versuchte, ihn zu provozieren. »Allein kannst du wohl nichts entscheiden? Keine normale Antwort geben – nichts. Ich wette, du bringst es nicht einmal fertig, mir eine Kugel zu verpassen. Nicht aus eigenem Antrieb. Du mußt immer erst fragen.« Er blickte mich an. Stumm, drohend und kalt. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging zurück. Kommentarlos.

Mit dieser Masche kam ich also auch nicht weiter.

Dieser Fall war wirklich von Beginn an verrückt. Erst die Jagd über das Dach, dann der Kampf, meine Überwältigung, und jetzt lag ich auf irgendeiner einsamen Straße. Wofür das alles? Was hatte dieser Dämon, der sich Spuk nannte, überhaupt vor? Er hatte mir erklärt, er wolle Manhattan in seine Gewalt bekommen, um einen Stützpunkt der Dämonen zu schaffen. Diese Folge war nicht einmal absurd. Schon des öfteren hatte ich erlebt, daß sich die Mächte der Finsternis hier auf der Erde ihre eigenen Horte schafften, um schnell und gnadenlos zuschlagen zu können, falls es erforderlich war.

Meine Gegner boten nun wirklich alles auf. Früher hatte ich es mit Dämonen der niederen Kategorien zu tun gehabt. Die oberen beachteten mich gar nicht. Doch inzwischen war ihnen meine Nadelstichpolitik verdammt unangenehm geworden. Ich hatte Siege errungen, ihre Diener ausgeschaltet und es auch geschafft, an sie heranzukommen. Mehr als einmal stand ich dem Schwarzen Tod gegenüber. Ich hatte ihn nicht endgültig erledigen können, aber auch er hatte mich nicht besiegt.

Ich stellte mir auch die Frage, wo man mich hingeschafft hatte. Immerhin war das Risiko groß, daß ein fremder Wagen dahergefahren kam und der Fahrer mich entdeckte. Aber wahrscheinlich lag ich auf irgendeiner abgelegenen Strecke, auf der nicht einmal Ratten liefen.

Jeff Denver stieg wieder in den Wagen. Hart knallte er die Tür zu.

Es wurde still. Da kein Nachtwind herrschte, rauschte es auch nicht in den Baumkronen.

Die Hitze des Tages hatte kaum nachgelassen. Mir kam die Dunkelheit noch drückender vor als sonst.

Etwas wischte durch mein Gesicht und blieb kleben. Spinnweben, die in der Luft schaukelten.

Doch dann wurde die trügerische Ruhe unterbrochen. Abermals verließ jemand den Wagen.

Diesmal war es der Spuk.

Aber er war nicht allein.

Ein Mädchen war bei ihm. Laurie!

Was hatte dieser Dämon mit ihr angestellt? Eine silberne Kette hing um ihren Hals. Der Spuk stand hinter ihr und hielt sie mit beiden Enden fest.

Für Laurie gab es keine Chance.

»Sieh sie dir noch einmal an, John Sinclair«, sagte der Spuk. »Bald gehört sie mir. Sie wird in den Sarg gelegt, und dort beginnt der Umwandlungsprozeß.«

Laurie sah mich mit einem verstörten Blick an, den ich nie im Leben vergessen werde. Darin lag alles, was sie in diesen für uns schrecklichen Minuten empfand. Resignation, Schmerz und Leid.

Eine Lohe der Wut schoß in mir hoch. Und auch der Haß machte sich

breit. Ja, ich haßte diesen verdammten Dämon, dessen Tun und Streben allein auf Vernichtung ausgerichtet war.

Etwas gegen ihn unternehmen konnte ich nicht. An den Händen gefesselt lag ich auf dem staubigen Boden.

Trotzdem versuchte ich zu lächeln. Ich wollte Laurie Mut machen. Doch aus dem Lächeln wurde nur eine Grimasse, das spürte ich.

»Sie werde ich mitnehmen, Sinclair«, sagte der Spuk. »Doch du wirst sterben. Ich gehe keine Kompromisse mehr ein. Und für dich habe ich mir etwas Besonderes einfallen lassen. Das Taxi wird dich überrollen!«

Da stand das Bild wieder vor meinen Augen.

Jane Collins hatte es gesehen. Ich stand auf einer Straße, und ein Taxi raste auf mich zu. Wie es weiterging, das hatte Jane Collins nicht mitbekommen.

Nur trug ich in ihrer Erzählung eine Waffe, aber jetzt war ich gefesselt.

»Wenn du versuchen solltest zu fliehen, während ich das Mädchen zu einer der Unseren mache, erschießt Jeff Denver dich. Denk immer daran, Sinclair!«

»Fahr zur Hölle!« knirschte ich.

Er lachte. »Da komme ich her.«

Denver tauchte wieder auf. Nach wie vor hielt er meine Beretta schußbereit in der rechten Hand. Schräg vor mir baute er sich auf, bereit, mir bei der geringsten verdächtigen Bewegung eine Kugel zu verpassen.

Der Spuk hatte genug geredet. Er machte kehrt, schleifte das Mädchen mit sich und ging zum Wagen zurück.

Ich konnte aus meiner Froschperspektive alles genau beobachten. Und es waren gespenstische Szenen, die ich zu sehen bekam.

Aus dem Nichts tauchte eine Wolke auf. Sie ballte sich zusammen, kreiste über dem Wagen und sank dann auf die entsetzt dastehende Laurie Ball hernieder.

Blitzschnell nahm die Wolke das Mädchen gefangen.

Der Spuk hatte sein Opfer losgelassen. Ich aber konnte durch die Wolke schauen, sah, wie sich Laurie wand und wehrte. Sie schlug mit ihren Armen, trat und strampelte, doch es hatte keinen Zweck. Die magische Wolke war stärker.

Sie hob Laurie an. Langsam schwebte das Mädchen vom Boden hoch. Wie von selbst glitten ihre hochgerissenen Arme herunter, blieben zu beiden Seiten des Körpers hängen.

Laurie Ball wurde steif.

Die Magie dieser Wolke hatte Lauries Widerstand zum völligen Erliegen gebracht. Laurie Ball war nur mehr eine Puppe in der Hand des Spuks.

Auch ich kam mir nicht besser vor. Und nicht zum ersten Mal mußte

ich mir eingestehen, daß ich diesen Gegner unterschätzt hatte.
Langsam schwebte das Mädchen innerhalb der Wolke in die Höhe. Laurie sah so steif und starr aus, daß ich befürchtete, ihre Lebensfunktionen wären erloschen. Schon befand sie sich in Höhe des Sarges. Dort blieb sie stehen.
Gebannt beobachtete ich die weiteren Vorgänge.
Der Sargdeckel schwang hoch. Lautlos stellte er sich in die Senkrechte, tauchte ebenfalls ein in die magische Wolke und blieb in dieser Stellung.
Jetzt setzte sich der Spuk in Bewegung. Der Stoff des Umhangs schlug Wellen, die Kette klirrte leise, und der Spuk wurde eins mit der dunklen Wolke.
Weiter konnte ich ihn nicht beobachten. Ehe ich mich versah, war er völlig verschwunden.
In den nächsten Sekunden geschah nichts.
Es war eine schlimme Zeit, die ich durchmachte. Dabei versuchte ich, die Fesseln zu lockern, doch die verdammten Nylonschnüre hielten. Sie preßten sich sogar noch tiefer in mein Fleisch. Die Hundesöhne hatten genau gewußt, weshalb sie mich mit diesen Stricken gefesselt hatten.
Und dann packte mich das nackte Entsetzen.
Eine Hand schob sich aus dem Sarg.
Eine grüne, schuppige Hand mit gekrümmten Fingern. Riesengroß kam sie mir vor. Die Finger bewegten sich, winkten dem starr dastehenden Mädchen.
Und Laurie gehorchte.
Sie schwebte auf den Sarg zu und kam dem stummen Befehl nach. Wie vom Band gezogen bewegte sich Laurie auf das Sargende zu. Sie blieb dort einen Moment stehen und kippte dann nach hinten.
Kein Geräusch. Nicht der leiseste Laut entstand dabei. Der Vorgang geschah in einer beängstigenden Stille.
Ich hielt den Atem an.
Die Hand packte Laurie in Höhe der Taille. Ich fragte mich, wem diese schuppige Hand gehörte. Wahrscheinlich dem Spuk. Vielleicht sah so seine richtige Gestalt aus.
Laurie fiel in den Sarg. Gleichzeitig senkte sich der Deckel und schloß den Sarg luftdicht ab.
Dann verschwand auch die Wolke. Sie löste sich so schnell auf, daß ich den Vorgang kaum mitbekam.
Ich hätte wer weiß was drum gegeben, um zu wissen, was sich in dem Sarg abspielte. Der Spuk machte Laurie zu seiner Dienerin, aber auf welch teuflische Weise, das wußte ich nicht.
Ich wandte meinen Blick nach links und schaute Jeff Denver an. Er stand unbeweglich wie ein Denkmal. Um seine Lippen spielte ein

grausames Lächeln. Die Augen hinter der Brille waren kaum zu erkennen, dafür sah ich immer in die Mündung der Beretta. Eine tödliche Drohung.

Ich beschloß die Zeit zu nutzen.

»Wo sind wir hier eigentlich?« fragte ich Denver.

»Nicht weit von New York weg.«

»Das hab ich mir gedacht. Aber habt ihr keine Angst, daß ein Wagen vorbeikommt?«

Er schüttelte den Kopf. »Kaum. Diese Straße ist erstens zu abgelegen, und zweitens haben wir sie gesperrt. Sie führt übrigens zu einem ganz in der Nähe liegenden Steinbruch, und dorthin verliert sich nicht einmal ein Liebespaar. Es ist für alles gesorgt, Sinclair. Du wirst Amerika als Leiche verlassen, wenn überhaupt.«

Die Befürchtung hatte ich auch. Mein einziger Vorteil bestand darin, daß sie mir die Beine nicht gefesselt hatten. Und damit mir die nicht einschliefen, und unbeweglich wurden, machte ich Gymnastik. Das heißt, ich bewegte meine Zehen, um den Kreislauf wenigstens einigermaßen in Gang zu halten.

Der Boden unter mir war noch warm. Er hatte die Hitze des Tages gespeichert und gab sie jetzt ab. In Form fühlte ich mich wirklich nicht. Solch ein Wetter schaffte auch mich, obwohl meine Kondition besser war, als die der meisten Menschen.

Die Minuten verrannen. Kein Laut, kein Geräusch drang aus dem Innern des Sargs. Ich wurde von Sekunde zu Sekunde nervöser. In meiner Phantasie malte ich mir die schrecklichsten Dinge aus, die mit dem Girl geschehen würden.

Und Jeff Denver stand dabei. Er genoß seinen Sieg. Für ihn war ich schon gestorben.

Dann klappte der Sargdeckel hoch.

Ich hielt den Atem an.

Zuerst geschah nichts. Die Zeit wurde mir noch länger. Himmel, Laurie muß doch einmal hervorkommen.

Sie tat mir den Gefallen.

Zoll für Zoll schob sie sich aus dem Sarg. Stand dann aufrecht und schaute auf mich herab. Ihr Gesicht leuchtete in der Dunkelheit als blasses Oval. Ich wußte nicht, ob sie mich ansah, nahm es aber an. Äußerlich hatte sich an ihr nichts verändert, da war sie die alte geblieben, aber wie war ihre Psyche beeinflußt worden? Oder hatte sie der Spuk zu einer lebenden Toten gemacht?

Sie kletterte plötzlich aus dem Sarg, stieg über die Kühlerhaube und sprang auf die Erde.

Kein Geräusch war dabei zu vernehmen.

Alles vollzog sich in einer lautlosen gespenstischen Atmosphäre.

Laurie Ball kam auf mich zu, und hinter ihr tauchte wie ein Geist aus

einer anderen Welt der Spuk auf.

Beide blieben vor mir stehen.

Lauries und meine Blicke trafen sich.

Jetzt konnte ich erkennen, daß Laurie kein normaler Mensch mehr war. Ich sah es ihren Augen an. Sie wirkten kalt und leblos, wie zwei Glasmurmeln.

Fast körperlich spürte ich die Kälte, die mir von ihr aus entgegenströmte, und mir war klar, daß ich von diesem Mädchen keine Gnade erwarten durfte.

Das gab mir auch der Spuk laut und deutlich zu verstehen. »Sie wird dich töten«, sagte er. »Sie wird den Wagen fahren, der dich überrollt. Dein Leben ist beendet, John Sinclair! In wenigen Minuten wird sich dein Tod im Reich der Dämonen herumgesprochen haben. Ich allein bin der Mann, dem die Ehre zuteil wird, von deinem Tod als erster berichten zu dürfen.«

Er drehte sich um, gab Laurie einen Wink, und ging zum Wagen.

Jeff Denver schloß sich ihm an. Er grinste mir noch einmal ins Gesicht. Sie öffneten die Wagentür. Einen Atemzug später fiel sie ins Schloß.

Dann brummte der Motor.

Und mich packte die Angst. Hilflos lag ich vor den breiten Rädern. Hatte keine Chance zu fliehen. Der Wagen würde anfahren und mich langsam überrollen.

Ein grausamer Tod.

Schnell und hastig ging mein Atem. Die breite Kühlerfront des Taxis kam mir vor wie ein mordendes Ungeheuer. Verzweifelt zerrte ich an meinen Fesseln. Sie saßen zu stramm.

Laurie schaltete die Scheinwerfer ein. Sie übergossen mich mit ihrem grellweißen Licht, blendeten mich.

Ich schloß die Augen, wollte wenigstens nicht mitbekommen, wie ich überrollt wurde.

Dann fuhr der Wagen an.

***

Jetzt muß es geschehen. Noch eine, höchstens zwei Sekunden Galgenfrist, dann hatte es den Geisterjäger John Sinclair gegeben.

Mein Körper verkrampfte sich. Brechreiz machte sich breit. Mir wurde übel.

Die Zeit verrann. Ich hätte schon längst tot sein müssen. Warum lebte ich denn noch?

Ich riß die Augen auf.

Das Horror-Taxi fuhr nicht vor, sondern zurück!

Im ersten Moment fiel mir ein riesiger Stein vom Herzen. Ich hätte aufschreien können vor Freude, doch dann wurde mir das Teuflische

des Plans bewußt.
Dieses Ungeheuer auf vier Rädern rollte bewußt zurück, um mich dann mit Volldampf unter die Räder zu bekommen.
Ein grausames Spiel.
Die Scheinwerfer blendeten mich nicht mehr so sehr. Der Wagen war schon zu weit weg. Das Licht hatte vor mir auf die Straße einen hellen Teppich gelegt, der sich jetzt nicht mehr veränderte.
Folglich war das Taxi stehengeblieben.
In diesem Augenblick packte mich ein ungeheurer Lebenswille. Nein, ich wollte nicht sterben, nicht auf diese unmenschliche und grausame Weise.
Ich wollte leben!
Fernlicht!
Wieder blendeten mich die verdammten Scheinwerfer. Aber jetzt kämpfte ich. Man hatte mir die Füße nicht gefesselt. Das konnte meine einzige Chance sein.
Ich richtete mich in eine sitzende Stellung auf.
Da heulte der Motor regelrecht auf. Reifen radierten über den Asphalt.
Das Horror-Taxi raste los.
Ich saß noch, gab mir jetzt genug Schwung und kam auf die Knie. Es ging um Sekunden. Vielleicht um Bruchteile davon.
Hupen! Grell und grausam. Hart schnitt mir dieses Geräusch ins Ohr. Es sollte meinen Tod ankündigen.
Riesengroß tauchte der Wagen vor mir auf. Ich schaute nur in die blendenden, grellen Lichter, sammelte noch einmal all meine Kraft und stieß mich auf der zum Glück trockenen Straße ab.
Waagerecht flog ich durch die Luft. Noch nie im Leben war ich so verzweifelt gesprungen. Ich erwartete jeden Moment den mörderischen Schlag des Kotflügels, spürte statt dessen nur einen reißenden Luftzug, zog den Kopf in den Nacken, streckte die Schulter vor, und dann kam der Aufprall.
Die Schmerzwelle drang bis in die Zehen. Zum Glück hatte ich mich gut abgerollt, und auch der weiche Boden dämpfte den Fall. Ich war neben der Straße im Graben gelandet.
Mein Gesicht wühlte sich in den Dreck. Ich hatte den Mund nicht rasch genug geschlossen und hörte den Dreck zwischen den Zähnen knirschen.
Aber ich lebte.
Ein häßliches kreischendes Geräusch riß mich aus meinen Jubelträumen. Ich kannte diese Laute. Sie entstanden beim Bremsen.
Der Wagen kam zurück!
Ich mußte weg. So rasch wie möglich. Wenn ich gefunden wurde, hatte ich mit gefesselten Händen kaum eine Chance.

Wie ein Maulwurf wühlte ich mich aus dem Dreck. Es war gar nicht so einfach, mit gebundenen Gelenken hochzukommen.

Dann rannte ich. Stürmte förmlich hinein in ein mir unbekanntes Gebiet. Ich brach durch Buschwerk und Unterholz, riß mir die Kleidung auf, bekam Kratzer und Hautabschürfungen mit. Das alles störte mich nicht. Hauptsache, ich konnte entkommen.

Dann wurde mir die verdammte Dunkelheit zum Verhängnis. Ich sah das Loch nicht vor mir im Boden und stampfte genau mit dem rechten Fuß hinein.

Bis zum Knie versank ich im schlammigen Wasser. Der überraschte Schrei auf meinen Lippen erstickte. Das schmutzige Wasser spritzte mir bis ins Gesicht.

Mit den gefesselten Händen hatte ich mich instinktiv an einem Strauch festgehalten. Ich zog die Beine an, gab meinem Oberkörper Schwung und kam aus dem Loch frei. Doch diese Aktion hatte mich verdammt viel Kraft gekostet. Hinzu kam noch der lange Lauf.

Völlig ausgepumpt blieb ich liegen. Mir war jetzt alles egal. Um weiterlaufen zu können, mußte ich erst einmal wieder zu Kräften kommen.

Ich atmete durch den offenen Mund und wälzte mich mühsam auf die Seite, um in die Richtung zurückzuschauen, aus der ich gekommen war.

Noch sah ich von meinen Verfolgern nichts. Ich hatte jedoch keinen Grund zum Jubeln. Daß sie nicht aufgeben würden, konnte ich mir leicht vorstellen.

An meinen Gelenken fühlte ich es warm herablaufen. Die Nylonstricke hatten die Haut aufgescheuert, und aus den kleinen Wunden rann das Blut.

Bitter lachte ich auf. Diese Teufel hatten mich geschafft. Und ich war voller Optimismus in diese Stadt gekommen. Der Kampf wurde von Tag zu Tag härter und gnadenloser.

Über mir sah ich den Nachthimmel. Kein Stern funkelte. Nicht einmal die Scheibe des Mondes war zu sehen. Wolken verdeckten die Gestirne. Zum Glück war etwas Wind aufgekommen. Er strich über mein schweißfeuchtes, erhitztes Gesicht, brachte etwas Kühlung. Der Geruch von Gras und Laub lag in der Luft.

Dicht vor meinem Gesicht krabbelten einige fingergroße Käfer vorbei. Ehe sie auf meinen Mund einschwenken konnten, setzte ich mich mit einem Ruck auf.

Noch immer fühlte ich mich schwach und ausgepumpt, mehr tot als lebendig, aber in meinem Innern brannte wieder eine kleine Hoffnungsflamme. War ich meinen Verfolgern entkommen?

Nein, ich war es nicht!

Plötzlich hörte ich Stimmen, erkannte die des Spuks.

»Wir schlagen einen Kreis!« rief er. »Wer ihn hat, tötet ihn sofort!«
Es ging also weiter. Wie hatte ich nur denken können, es geschafft zu haben! Mühsam rappelte ich mich hoch und taumelte wieder in die Dunkelheit hinein. Ich stolperte wie ein Betrunkener durch das mir unbekannte Gelände. Ich atmete mit offenem Mund, hatte den Kopf in den Nacken geworfen, und die reine Angst trieb mich voran.
Ich fragte mich, wieviel ein Mensch aushalten konnte, bis der endgültige Zusammenbruch kam. Der Spuk hatte es einfach. Er konnte mit Leichtigkeit überall sein, hatte die Gabe, sich auflösen zu können und würde mich schneller finden als die anderen.
Ich lief und lief…
Meine Beine führten die Bewegungen automatisch durch, wie Roboter, die gar nicht zu meinem Körper gehörten.
Noch hatten sie mich nicht. Noch…
Da trat ich ins Leere. Ich schrie auf, ohne es zu wollen, bekam das Übergewicht und fiel, fiel, fiel…
Aus, vorbei! Dann bekam ich einen Schlag gegen den Kopf, und aus dem Fall wurde ein wundersames Schweben. Hinein in die Tiefe der Bewußtlosigkeit…

***

Zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit erwachte ich aus einer tiefen Ohnmacht. Diesmal hockten die Schmerzen in meinem Kopf. Ich mußte mit der Stirn gegen irgend etwas Hartes geprallt sein, denn an der rechten Schläfe spürte ich klebriges Blut.
Aber ich lebte.
Sofort standen vor meinem geistigen Auge wieder die Ereignisse der Vergangenheit. Ich sah mich rennen, hörte die Stimmen, und dann kam der Fall.
Aber wo, zum Teufel, war ich gelandet? Und wie lange lag ich schon hier?
Ich drehte mich. Unter mir tönte es dumpf. Ein paar Steine rutschten weg. Und da wußte ich, wo ich gelandet war.
In dem verlassenen Steinbruch, von dem Jeff Denver gesprochen hatte. Ich war in eine Kiesgrube gestürzt und hatte noch Glück im Unglück gehabt, denn ich lag unter einer vorspringenden Felsnase.
Ziemlich geschützt vor neugierigen Blicken. Letzteres erinnerte mich wieder an meine Verfolger.
Wo mochten sie jetzt stecken? Hatten sie meine Spur verloren, oder waren sie mir auf den Fersen geblieben? Ich wollte es feststellen, richtete mich auf und kam sofort ins Rutschen. Hastig schränkte ich jede Bewegung ein, doch es war schon zu spät. Eingehüllt in eine Kiesladung rutschte ich den Hang hinunter. Zahlreiche nachrutschende Steine tickten mir noch gegen Kopf und Körper und

brachten mir viele blaue Flecke bei.

Doch noch größere Sorgen bereiteten mir die Geräusche, die meine Rutschpartie begleitet hatten. Sie mußten weit zu hören gewesen sein. Und vielleicht waren auch meine Häscher aufmerksam geworden. Denn daran, daß sie die Suche aufgegeben hatten, glaubte ich nicht.

Auf dem Bauch blieb ich liegen.

Nichts geschah. Vorerst blieb alles ruhig. Ich atmete auf. Langsam hatten sich meine Augen an die herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnt. Ich konnte meine Umgebung besser ausmachen.

Ich lag in einer Mulde. Sie war ziemlich groß, und an den Schatten sah ich, daß nach allen Seiten steile Hänge hochstiegen. Schwere Truckreifen hatten breite Spuren in den Boden gezeichnet, und wenn ich die Zeichen verfolgte, konnte ich einen Weg ausmachen, der aus dieser Mulde herausführte.

Etwas drang spitz und scharf gegen meinen Rücken. Ich schob mich ein wenig vor und tastete mit den Händen danach.

Ein Stein.

Zwischen meinen Fingern fühlte ich einen Stein. Und er hatte verdammt scharfe Kanten.

Eine Blitzidee durchzuckte mein Gehirn. Wenn dieser Stein wirklich so scharfe Kanten oder Risse besaß, mußte es mir unter Umständen möglich sein, auch die Nylonfesseln zu lösen.

Ich versuchte es. Ignorierte die Schmerzen in meinem Kopf und konzentrierte mich völlig auf meine Arbeit. Ich drehte mich richtig hin, bewegte meine Finger hin und her und bekam auch den Stein zu fassen. Allerdings lag er ungünstig. Ich mußte ihn erst in die von mir gewünschte Richtung drehen.

Auch das schaffte ich, hatte allerdings als Folge einen blutenden Zeigefinger. Doch das war das kleinste Übel. Immer wieder lauschte ich. Von meinen Verfolgern war nichts zu sehen oder zu hören. Das gab mir die nötige Beruhigung.

Verbissen begann ich mit meiner Arbeit. Es wurde verdammt hart.

Die Stricke saßen so fest und tief, daß ich mir erst die Haut aufschnitt, ehe ich an sie herankommen konnte. Immer wieder mußte ich Pausen einlegen. Meine Finger wurden steif, gefühllos sogar. Ich versuchte, sie zu bewegen, um die Blutzirkulation in Gang zu bringen.

Und weiter bemühte ich mich.

Zwischendurch schaute ich nach meinen Verfolgern, denn ich war sicher, daß sie nicht aufgegeben hatten. So leicht ließen sie ihre Beute nicht aus den Klauen. Dämonen waren ehrgeizig.

Ich wollte an etwas anderes denken, um die ziehenden Schmerzen in meinen Gelenken damit zu übertünchen. Es gelang mir sogar.

Dann fiel der erste Strick.

Dann der zweite.

Ich hätte aufschreien können vor Freude, doch ich machte weiter. Verbissen, unnachgiebig.

Wieder fiel ein Strick.

Dann der vierte.

Und schon konnte ich meine linke Hand aus der Schlinge ziehen. Ja, sie war frei.

Ich hörte den Stein förmlich poltern, der mir vom Herzen fiel. Schnell streifte ich die Fesseln der rechten Hand auch ab und hatte beide Hände frei.

Aber wie sahen sie aus! Aus zahlreichen kleinen Wunden rann das Blut. Ich holte mein Taschentuch hervor und band es mir um die linke Hand. Dort hatte es mich besonders erwischt.

Dann stand ich auf.

Ich war verflixt wacklig auf den Beinen und schwankte im ersten Moment wie ein Grashalm im Wind. Durch tiefes Atmen allerdings schaffte ich es, daß sich mein Gleichgewichtssinn wieder normalisierte.

Ein paar zögernde, tastende Schritte machte ich, wie ein Baby, das Laufen lernt.

Ich wurde langsam sicherer auf den Beinen. Mein eisenhartes Training machte sich bezahlt. Ich ging einige Yards vor, streckte und reckte mich. Mein Kreislauf wurde wieder in Schwung gebracht. Auch die Schmerzen in meinem Kopf ebbten langsam ab. Der Aufprall war wohl nicht so wuchtig gewesen.

Jetzt erst blickte ich mich um.

In der Tat befand ich mich in einer großen Mulde, die von drei Seiten durch Kies- und Steinhänge eingeschlossen war. Gespenstisch ragten die kahlen Stahlskelette der Kräne und Bagger in den nachtschwarzen Himmel.

Rechts von mir öffnete sich die Schlucht wie ein riesiges Maul. Dorthin führten auch die Reifenspuren der Laster. Ich folgte den Spuren und konnte erkennen, daß das Land hinter der Kiesgrube ziemlich eben war.

In der Ferne sah ich eine winzige Lichterkette. Dort mußte ein Highway herführen. Es war wohl das Beste, wenn ich auf den Highway zuhielt. Vielleicht nahm mich jemand mit. Leider hatte ich keinen Spiegel dabei. Wenn ich dort hineingeschaut hätte, wäre mir klar geworden, daß mich niemals ein Fahrer nach New York gebracht hätte.

Und dann blitzte es rechts von mir auf. Im nächsten Moment zerschnitt der Strahl einer starken Taschenlampe die Dunkelheit.

Ich tauchte sofort weg. Lief zurück und suchte hinter einem Bagger Deckung. Geräuschlos war das nicht vor sich gegangen. Ich hörte den Spuk gellend lachen. Sie hatten mich wieder.

»Los holt ihn aus der Grube, Jeff!« befahl der Spuk. »Wir haben nicht viel Zeit. Ich will in dieser Nacht noch zuschlagen.«

Zuschlagen? Was meinte er damit? Wollte er ein Verbrechen begehen? Höchstwahrscheinlich. Seine Diener hatte er ja schon um sich gesammelt. Jetzt konnte er zuschlagen.

Ich mußte zugeben, daß mir der Gedanke daran nicht gerade Wohlbehagen bereitete. Wenn es eben ging, mußte ich das Verbrechen verhindern. Die Frage war nur wie. Obwohl ich die Fesseln abgestreift hatte, war meine Situation nicht besonders glücklich. Ich saß in dieser verdammten Mulde fest und hatte bis auf das Kreuz keine Waffe. Das heißt, ich konnte nicht angreifen.

Jeff kam den Hang herunter. Der Lichtstrahl tanzte hin und her. Auch Denver hatte Mühe, das Gleichgewicht zu behalten.

Dann stand er in der Mulde.

Kreisförmig bewegte er seinen rechten Arm. Der Lampenstrahl huschte über die Kieshänge, tanzte auf dem unebenen Boden und glitt auch über das verrostete Metall des Baggers, hinter dem ich hockte.

Ich hütete mich, auch nur eine Haarspitze von mir zu zeigen. Dieser Denver sollte in eine Falle laufen. Diesmal saß ich in der besseren Position. Ich wußte, wo er war. Er ahnte jedoch nicht, wo ich mich aufhielt.

Ich wunderte mich nur, daß der Spuk nicht eingriff. Für ihn hätte es doch ein Leichtes sein müssen, mich in seine Gewalt zu bekommen. Der Spuk beherrschte die Schwarze Magie, konnte seine Gestalt verändern, und es gab für ihn keinerlei Hindernisse. Wenigstens nicht die, die normalen Menschen Schwierigkeiten bereiteten.

Ich hockte hinter dem Bagger. Ein rostiger Schienenstrang lief rechts von mir auf den Kieshang zu. Neben dem Gleis sah ich eine Eisenstange liegen.

Ich bückte mich und hob die Stange auf. Schwer lag sie in meiner Hand. Damit würde ich Jeff Denver eine höllische Überraschung bereiten.

Und er kam näher. Unter seinen Füßen knirschte es. Kleinere Steine und Dreckklumpen wurden zertreten.

»Ich weiß, daß du hier irgendwo steckst«, vernahm ich seine Stimme. »Zeig dich, Sinclair.« Den Gefallen tat ich ihm nicht, wartete statt dessen weiter.

Jeff Denver hatte den Bagger erreicht. Ich hörte es an den Geräuschen. Er stand an der linken Seite des Geräts. Der Lampenstrahl fiel als heller Teppich auf den Boden. Wenn er noch zwei Schritte machte…

Ich hob die Eisenstange mit der rechten Hand.

Denver kam. Der Lichtfinger wanderte weiter, ein Schatten tauchte auf. Er hatte die rechte Hand vorgestreckt. Sie hielt meine mit

geweihten Kugeln geladene Beretta. Da schlug ich zu.

Hart und genau.

Ich traf die Waffenhand des völlig überraschten Jeff Denver. Der Kerl konnte nicht anders, er mußte die Pistole einfach fallen lassen. Sie landete zwischen den Schienen, während Denver einen heiseren Schrei ausstieß.

Ich ließ die Stange fallen, bückte mich und faßte nach meiner Pistole.

Der Tritt traf mich, bevor ich die Waffe packen konnte. Ich hatte das Gefühl, meine linke Schulter wäre zersprungen. Dann wurde ich zurückgeworfen und fiel auf den Rücken. Über mir sah ich einen Schatten, hörte Denver fluchen, und dann stürzte er sich auf mich. Ich wollte mich gerade aufrappeln, doch die Wucht des Anpralls warf mich wieder zurück.

Jeff Denver wollte mich erwürgen.

Er hatte seine Struktur nicht geändert, war zwar ein Dämon, aber von menschlicher Gestalt. Er war also verwundbar.

Ich sprengte seinen Griff. Die Arme wischten auseinander. Gleichzeitig stieß ich den Kopf vor, trat Denver in Brusthöhe und bekam für wenige Sekunden Luft. Denver ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu behalten. Meine rechte Faust warf ihn zurück. Er fiel hin, und genau neben die Beretta.

Diese Chance ließ sich der Kerl nicht entgehen. Obwohl er seine Brille verloren hatte, war er längst noch nicht kampfunfähig. Er packte die Waffe und warf sich mit ihr im Anschlag herum.

Ich schnellte zur Seite. Gleichzeitig fegte mein Bein hoch, und mein Karatetritt traf im gleichen Augenblick, als er abdrückte.

Der Schuß zerriß die Stille. Die Kugel fauchte an meinem Kopf vorbei und fegte in den Nachthimmel. Zu einem zweiten Schuß ließ ich Denver nicht mehr kommen. Blitzschnell streifte ich mein Kreuz von der Brust und drückte es Denver mitten ins Gesicht.

Das war sein Ende.

Ein gellender Schrei verließ seine Kehle. Der Besessene versuchte noch seine Struktur zu verändern, doch die Macht des geweihten Silbers hinderte ihn daran. Langsam kippte er zur Seite und fiel hin. Im Licht der auf dem Boden liegenden Taschenlampe sah ich das Brandzeichen auf der Stirn.

Das Mal des Kreuzes.

Es befand sich genau zwischen seinen gebrochenen Augen.

Jeff Denver war tot.

Ich steckte die Beretta ein und blieb in kniender Stellung. Seinen Tod hatte ich nicht gewollt. Ich rechnete damit, daß ihn das Kreuz nur lähmen würde, doch das Böse mußte schon zu tief in ihm stecken, als daß es für ihn noch eine Rettung gegeben hätte. Oder aber der Spuk

hatte eingegriffen und für den Tod seines Dieners gesorgt, weil er keine Chance mehr sah, daß Denver mir entkam.

Ich stand auf, war noch ziemlich wacklig auf den Beinen und stützte mich am Bagger ab. Tief atmete ich die kühle Nachtluft ein. Erst jetzt kam die Reaktion auf die vergangenen Stunden. Ein Zittern durchlief meinen Körper, das Herz schlug rasend schnell, vor meinen Augen drehte es sich.

Der Kampf hatte mich geschlaucht. Ich war auch nur ein Mensch mit vielen Schwächen.

Aber ich hatte einen Teilsieg errungen. Und das war wichtig. Lange ausruhen konnte ich mich trotzdem nicht. Der Spuk hatte in dieser Nacht noch etwas vor. Er wollte mit seinen Dienern losschlagen. Deutlich klangen mir seine Worte noch in den Ohren.

Was es war, wußte ich nicht. Aber daß ich es verhindern mußte, stand für mich fest. Nur – wie kam ich in die Stadt? In einem Steinbruch war ich gelandet. Zu Manhattan gehörte dieses Gelände bestimmt nicht mehr. Es war zum Verrücktwerden.

Ich schaute auf meine Uhr. Noch ein paar Minuten bis zur Tageswende. Die Nacht hatte kaum Kühlung gebracht. Diese drückende Schwüle konnte einen Menschen schon zum Wahnsinn treiben. Ich hob die Lampe und machte mich auf den Weg. Den Toten mußte ich liegenlassen, wollte aber der Polizei später eine Erklärung geben. Während ich ging, hielt ich Ausschau nach dem Spuk. Doch von dem Dämon war weder etwas zu hören noch zu sehen. Er hatte das Weite gesucht.

Warum?

Ich dachte wieder an seinen Plan. Wahrscheinlich saß ihm auch die Zeit im Nacken. Am Rande des Kiesabhangs ging ich vorbei. Wenn ich dort hochschaute, lief mir nachträglich noch ein Schauer über den Rücken. Ich hatte doch eine ganz schöne Strecke auf dem Steilhang zurückgelegt. Es hätte dabei auch anders enden können.

Wenn es eine absolute Stille gab, dann hielt sie mich umfangen. Nur meine eigenen Schritte waren zu hören. Weit vor mir sah ich die Lichter des Highway schimmern. Und dort war mein Ziel.

Ich wußte aber auch, wie sehr die Entfernungen in der Dunkelheit täuschen konnten.

Man ging und ging und hatte das Gefühl, daß das Ziel nicht näher rückte.

Meine Füße wirbelten Staub auf, der sich auf die Schleimhäute setzte. Ich mußte niesen.

Dann lag der Steinbruch hinter mir. Flach wie ein Teppich lag die Ebene vor mir, zog sich hin bis zum Highway.

Gras raschelte unter meinen Schuhsohlen. Jetzt, auf dem freien Gelände, merkte ich, daß ein leichter Wind über das Land strich. Er

brachte ein wenig Kühlung. In der Ferne wetterleuchtete es noch immer. Es sah aus, als würden lautlose Lichtexplosionen am Himmel stattfinden.

Hin und wieder schaltete ich die Lampe ein, leuchtete den Weg vor mir ab und ging dann wieder im Dunkeln weiter.

Die Zeit verstrich.

Schon dreißig Minuten war ich unterwegs. Der große Zeiger meiner Uhr wanderte bereits auf die Zwölf zu, als ich den Highway endlich erreichte.

Vierspurig präsentierte sich jede Seite. Glatt war der Asphalt. Hin und wieder wischte ein Wagen vorbei. Die Autos fuhren meist auf der linken Spur, die Fahrer bemerkten mich gar nicht.

Hier konnte ich lange stehen.

In welche Richtung sollte ich laufen? Dem Gefühl nach entschied ich mich für die rechte Seite, denn ich sah in der Ferne zahlreiche Lichter funkeln.

Das konnte Manhattan sein.

Ich marschierte auf der Straße. Autos rauschten vorbei. Reifen sangen auf dem Asphalt.

Und die Zeit verstrich.

In dieser Nacht wollte der Spuk zuschlagen. Konnte ich den Plan überhaupt noch vereiteln?

Ich glaubte selbst nicht mehr daran.

Hin und wieder sah ich mich um, blieb stehen und hob die rechte Hand. Es waren resignierende Gesten.

Und doch hielt jemand.

Mit Rotlicht kündigte sich ein Wagen an.

Highway-Police!

Der Wagen bremste neben mir. Türen klappten auf, und im nächsten Augenblick wurde ich von einem Uniformierten an der Schulter gepackt.

»Welches Vögelchen haben wir denn da?« quetschte er im breitesten Slang hervor. »Du siehst ja aus, als hättest du im Dreck gebadet. Okay, Freundchen, umdrehen! An den Kotflügel und die Hände aufstützen.«

Ich hatte die Prozedur oft genug selbst durchgeführt und auch in zahlreichen amerikanischen Filmen gesehen. Geschickte Hände tasteten mich ab. Auf dem Dach des Wagens kreiste das Rotlicht. Es übergoß uns und den Straßenbelag mit seinem blutigen Schein.

»Eine Kanone hat der Kerl auch, sieh an!« Der Polizist hatte meine Beretta gefunden.

Dann beschäftigte er sich mit meiner Brieftasche. Plötzlich stieß er einen Pfiff durch die Zähne. »Hal, sieh dir das an.« Aus den Augenwinkeln bekam ich mit, wie er seinem Kollegen die Brieftasche zuwarf.

Der zweite Highway-Cop lachte glucksend. »Großer Gott, ein Kollege aus Merry Old England. Ist es denn die Möglichkeit.«

»Darf ich mich bequemer hinstellen?« fragte ich.

»Sicher, Mann.«

Ich drehte mich. Cop Nummer eins stand vor mir. Er war ein breitschultriger Bursche mit Schnauzbart. Sein Kollege steckte den Kopf durch das offene Fenster. »Dann steigen Sie mal ein, Sinclair. Wir sind gespannt, was Sie uns zu berichten haben.«

»Eine Frage noch«, sagte ich. »Wo befinden wir uns hier eigentlich?«

»Wir sind hier in Queens. Auf dem Long Island Expressway.«

»Und der führt nach Manhattan?«

»Ja.« Ich bekam meine Papiere wieder. »Okay, dann bringen Sie mich so rasch wie möglich dorthin. Ich muß eine Katastrophe verhindern…«

***

Das Horror-Taxi rollte wieder!

Wie ein Schatten jagte es über den Highway. Ziel die Halbinsel Manhattan.

Der Spuk saß hinter dem Lenkrad. Doch von dem Fahrer waren nur die Augen zu sehen. Zwei gelblich rot schimmernde Lichter, die in der Luft zu stehen schienen. Die breiten Reifen sangen über den Asphalt. Die langen Lichtlanzen der beiden Scheinwerfer stachen durch die Dunkelheit. Der Wagen überholte, fuhr nur links, und der Fahrer scherte sich auch nicht um Geschwindigkeitsbegrenzungen.

Um Manhattan zu erreichen, wollte der Spuk über die Queensborough Bridge fahren. War er einmal drüben, hatte er es nicht mehr weit.

Der Straßenbelag huschte unter dem Wagen weg. Der Spuk überholte. Die wenigen Fahrzeuge, die sich um diese Zeit noch auf dem Highway befanden, wurden von dem Horror-Taxi zur Seite gedrängt.

Nur ein Porsche wollte nicht weichen. Im Gegenteil. Als der Fahrer des Sportflitzers sah, wer hinter ihm angeschossen kam, trat er das Gaspedal durch.

Aber der Spuk ging mit der Geschwindigkeit hoch. Und er tat noch etwas. Er blendete.

Schleuderte die gleißende Lichtfülle der starken Scheinwerfer auf den vor ihm rasenden Porsche, leuchtete den kleinen Wagen förmlich aus und blendete den Fahrer mit seinem Licht im Innenspiegel.

Fast wäre es zu einer Katastrophe gekommen.

Der Porschefahrer – so gut wie blind – reagierte im letzten Augenblick. Er zog seinen Wagen nach rechts, entging so dem Licht, verringerte gleichzeitig die Geschwindigkeit.

Das Horror-Taxi raste vorbei.
Wie ein Schemen tauchte es ein in die Dunkelheit. Der Fahrer des Porsche versuchte, einen Blick in das Innere des Taxis zu werfen. Er schaffte es nicht.
Der Caddy war schneller. Der Mann in dem Porsche reagierte sich durch Flüche ab. Das einzige was er tun konnte.
Und das rollende Ungeheuer fegte weiter über die glatte Bahn des Highways. Manhattan lockte. Der große Plan sollte endlich durchgeführt werden. Zuviel Zeit war verloren gegangen. Deshalb hatte sich der Spuk auch nicht um Jeff Denver gekümmert. Er würde schon allein mit dem Geisterjäger fertigwerden. Schließlich lebte Denver genau nach seinen Anweisungen.
Der Spuk hockte nicht allein in seinem rollenden Ungeheuer. Im Fond lag noch jemand…
Eine Frau.
Laurie Ball.
Sie verhielt sich ruhig und vertraute von nun an nur noch ihrem Herrn und Meister. Der Spuk hatte sie unter Kontrolle. Die Zeit im Sarg hatte gereicht, um das Böse in dem Mädchen aufkeimen zu lassen. Äußerlich sah sie normal aus, nur wer in ihre Augen blickte, konnte den stumpfen, unmenschlichen Ausdruck darin erkennen.
Laurie war eine andere. Ein dämonischer Roboter.
Hin und wieder blickte sie aus dem Fenster. Sie sah in der Ferne Lichter leuchten. Sah hohe Häuser und Straßen, die durch Peitschenleuchten angestrahlt wurden.
Dort wo Licht brannte, da gab es Leben. Und Leben wollte sie zerstören.
Danach fieberte nicht nur der Spuk, sondern auch das Mädchen. Wer nicht für sie war, war eben gegen sie. Dann gab es kein Pardon. Sie würden Manhattan zu einem Stützpunkt der Dämonen machen, zu einer Geisterstadt, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte.
Und weiter raste der Spuk.
Doch der Wagen fiel auf. Oft lauerten an den Abfahrten Polizeiposten. Einer Streifenwagenbesatzung sprang der mit überhöhter Geschwindigkeit fahrende Caddy ins Auge.
»Hinterher«, sagte der Cop auf dem Beifahrersitz.
»Hast du das Ding auf dem Dach gesehen?« flüsterte sein Kollege während er Gas gab.
»Sah aus wie ein Sarg.«
»Du spinnst.«
»Warte es ab.«
Der Wagen der Highway-Polizei zeigte, was in ihm steckte. Sein Fahrer scheuchte den Motor bis in die höchsten Drehzahlbereiche, und er hatte Erfolg mit seinem Trick.

Der Caddy rückte näher.
Jetzt rotierte das Rotlicht auf dem Dach des Wagens. Es zuckte über die Straße und hellte mit seiner gespenstischen Farbe die Dunkelheit auf.
»Den kriegen wir!« knirschte der Fahrer. »Und zwar noch vor der Brücke.« Doch die Cops sollten sich täuschen.
Während sie dem Wagen näher rückten und beide den Sarg auf dem Dach sahen, griff der Spuk zu den Mitteln der Schwarzen Magie.
Urplötzlich war der Wagen in eine Wolke gehüllt, und im nächsten Moment verschwunden.
Der Streifenwagen raste in die Wolke hinein.
»Bremsen!« brüllte der Cop auf dem Beifahrersitz.
Da hatten sie schon die Wolke durchquert. Der Caddy aber blieb verschwunden. Völlig entnervt fuhren die Cops an den Randstreifen. Ihre Gesichter waren blaß, die Hände zitterten. Und als ihre stockende Meldung durch den Äther ging, mußten die anderen Kollegen sie eigentlich für verrückt halten…

***

Captain Don Hamilton wurde von seinen Untergebenen »Bulle« genannt. Das aber nur, wenn der Captain nicht in der Nähe war. Dabei sah Hamilton wirklich aus wie ein Bulle.
Er hatte einen Stiernacken, ein enorm breites Kreuz, einen kantigen Schädel, schwarzgraues, kurzgeschnittenes Haar und Oberarme, die den Stoff des Hemdes fast sprengten.
Mich blickte er aus seinen harten blaugrauen Augen prüfend an. Ich hielt dem Blick stand. Meine Geschichte hatte ich bereits zum besten gegeben und wartete nun auf eine Antwort.
Don Hamilton spielte mit einem Kugelschreiber. In seinen Händen wirkte er klein wie ein Streichholz.
Ich hatte mich etwas frischmachen können und auch meine Kleidung notdürftig gereinigt. Trotzdem war ich bereits wieder in Schweiß gebadet. Im Büro war es stickig. Der müde Ventilator unter der Decke verteilte die Luft nur, Kühlung brachte er nicht. Die Einrichtung des Raumes konnte man als spartanisch bezeichnen. Ein Schreibtisch, Aktenregale, zwei Besucherstühle und mehrere Telefone. Die Wände waren grün getüncht. Dekoriert wurden sie von der amerikanischen Flagge und von einem Bild des Präsidenten.
Vor dem Büro des Captains befand sich der Hauptraum des Reviers. Hier arbeiteten die Cops rund um die Uhr. Und die Jungs hatten zu tun. Vor allen Dingen in den heißen Nächten. Da stiegen die Tötungsdelikte an. Messerstechereien, Schlägereien, wildes Killen, die Hitze trieb die Aggressionen hoch.
Captain Hamilton war nicht gerade guter Laune. Er zündete ein

bleistiftdünnes Zigarillo an. »Gesetzt den Fall, Sie säßen an meiner Stelle, Sinclair, und ich würde Ihnen diese Geschichte auftischen, würden Sie mir glauben?«

Ich antwortete ehrlich. »Nein, wahrscheinlich nicht.«

»Sehen Sie.«

Ich lächelte. »Bei mir liegt der Fall jedoch anders. Ich habe Ihnen über meinen Job bei Scotland Yard erzählt. Ich werde mit Fällen konfrontiert, die über das normale Begriffsvermögen eines Menschen hinausgehen. Ich kämpfe gegen Vampire und Dämonen. Glauben Sie mir, Sie können auch in London anrufen. Dort wird man meine Angaben bestätigen.«

Hamilton stieß den Rauch durch die Nase aus. »Ich glaube Ihnen ja auch, Sinclair. Wenigstens das, was Ihren Job angeht. Nur an Ihrem komischen Horror-Taxi zweifle ich. In New York ist alles möglich. Hier drehen die Menschen schneller durch als anderswo. Wir haben es oft mit Verrückten zu tun. Es gibt spiritistische Zirkel und Satanskulte, aber echte Geister – daran glaube ich nicht.«

Mir war klar, daß ich auf Unverständnis stoßen würde. Ich hätte vielleicht nicht anders reagiert, aber zum Teufel noch mal, ich hatte es eilig. Mir saß die Zeit im Nacken. Und dieses verdammte Horror-Taxi existierte.

»Dann muß ich mich ohne Unterstützung durchschlagen, Captain«, sagte ich.

Hamilton verzog die Mundwinkel. »Offiziell ist uns Ihr Kommen nicht mitgeteilt worden«, meinte er. »Ich müßte Sie normalerweise als Zeuge dabehalten. Sie waren es doch, der den Mord an Tim Morley gemeldet hatte. Warum sind Sie danach verschwunden?«

»Weil ich keine Zeit hatte.«

»Das zählt nicht.« Hamilton grinste sauer. »Aber ich will nicht so sein. Sie können Ihren Fall verfolgen. Nur Hilfe dürfen Sie von uns nicht erwarten.« Er deutete auf die Tür. »Sie haben ja selbst mitbekommen, was draußen los ist.«

Ich nickte. »Vielen Dank, Captain, damit ist mir schon viel geholfen.«

Der Captain erhob sich, und ich stand ebenfalls auf. Hamilton reichte mir die Hand. »Wir sehen uns ja noch«, sagte er.

»Ganz bestimmt, Captain.«

Ich wollte mich gerade abwenden und zur Tür gehen, da wurde diese, ohne vorher anzuklopfen, aufgestoßen. Der Desk-Sergeant stürmte in das Büro. Er war hochrot im Gesicht und schwenkte einen Zettel in der rechten Hand.

»Eine Unverschämtheit«, knurrte er und klatschte den Zettel auf Hamiltons Schreibtisch.

Normalerweise wäre ich schon weggewesen, doch irgendein Gefühl ließ mich warten.

Captain Hamilton nahm den Zettel auf, las die Worte und schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte er.

Ich trat näher. Jetzt blickte mich der Captain an. »Wir müssen uns noch einmal unterhalten, Sinclair.« Und zu dem Desk-Sergeant sagte er: »Sie können gehen.« Der Beamte verschwand.

Ich deutete auf den Bericht. »Ärger?«

»Wahrscheinlich. Hier lesen sie.« Der Captain übergab mir die Meldung.

Sie war von dem Führer eines Streifenwagens der Highway-Patrol abgefaßt worden. Der Inhalt drehte sich um ein Taxi, das die Beamten verfolgt hatten. Als sie dicht aufschließen wollten, war der Wagen plötzlich von der Fahrbahn verschwunden.

Ich ließ den Zettel sinken. Fest blickte ich Hamilton an. »Glauben Sie mir nun, Captain?«

Don Hamilton zerdrückte sein Zigarillo im Aschenbecher. »So schwer es mir fällt, aber ich glaube Ihnen. Die Meldung haben alle Reviere bekommen. Die meisten werden sie grinsend abheften und die Beobachtungen der Hitze zuschreiben. Wenn Sie nicht gewesen wären, Sinclair, dann hätte ich auch…«

»Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren«, drängte ich. »Es sieht wirklich böse aus. Falls es nicht schon zu spät ist.«

»Okay. Sie haben mich überzeugt. Und dabei habe ich kaum Leute zur Verfügung. Das ist ein Elend.«

»Ich werde schon vorfahren«, sagte ich. »Die Adresse habe ich Ihnen genannt, Captain.«

»Ja. 66. Straße.« Hamilton griff zum Telefon. »Sie können mit einem Streifenwagen fahren. Ich gebe nur die entsprechende Order.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Mit den Cops im Rücken rechnete ich mir größere Chancen aus.

***

Sie hatten sich im Hinterhof der 66. Straße East versammelt. Eine Armee der Willenlosen, gesteuert von einem Geist.

Vom Spuk.

Schweigend standen die Menschen und warteten. Männer, Frauen und Kinder. Ihre Blicke waren leer. Die Farbe der Augen wirkte stumpf und grau. Sie warteten auf das Zeichen ihres Meisters. Dann würden sie auf die Straßen gehen, in die Häuser einbrechen und den Keim des Bösen säen. Alle waren mit einer furchtbaren Waffe ausgerüstet. Sie trugen sie nicht äußerlich sichtbar, sondern tief in ihrem Innern.

Ihre Zellstruktur hatte sich verändert. Die Viren des Bösen breiteten sich aus, hatten von diesen Menschen Besitz ergriffen und lenkten ihren Willen. Jeder Virus war ein Teil des Spuks. Und jeder Keim band

sie fester an ihren Meister.

Alle hatten sie die grausame Umwandlung erfahren müssen. Sie fand im Sarg statt, in dieser Totenkiste, die ein grauenvolles Geheimnis barg. Wer es gesehen hatte, der schwieg, denn freiwillig würde niemand in den Sarg klettern.

Noch waren die Einwohner Manhattans ahnungslos. Keiner wußte, was in den frühen Morgenstunden geschehen sollte. Sobald die Stadt zwischen Tag und Traum lag, wollten die Grausamen zuschlagen. Sie würden die Menschen im Schlaf überraschen, und ehe sich die Ahnungslosen versahen, gehörten sie selbst zur Gruppe der Willenlosen.

Fast schwarz war der Himmel über New York. Es hatte sich ein wenig abgekühlt, doch in den tiefen Straßenschluchten merkte man nichts davon. Dort lastete weiterhin die Schwüle. Aus zahlreichen Gullys dampfte es, stieg Feuchtigkeit auf und bildete einen Nebelring.

Viel war in der Nacht geschehen. Verbrechen, Morde, Überfälle, Vergewaltigungen und Einbrüche, jetzt kam New York zur Ruhe.

Die Stunde der Willenlosen war da.

Langsam rollte das Horror-Taxi durch die 66. Straße East. Niemand sah den Wagen, kein Gesicht zeigte sich am Fenster der zahlreichen Wohnhäuser. Es schien, als hätten sich die Bewohner bewußt in ihre Zimmer verkrochen.

Das Taxi stoppte. Die Tür schwang auf. Wie ein Schemen, so verließ der Spuk den Wagen. Und hinter ihm ging Laurie Ball. Ihre Schritte waren steif und ungelenk, die Augen starr nach vorn gerichtet. Auch für sie würde bald die große Stunde kommen. Durch eine Einfahrt gelangte der Spuk in den Hinterhof. Schweigend machten ihm seine Diener Platz, bildeten eine Gasse, durch die er gehen konnte.

Gesprochen wurde nichts. Wozu auch? Jedes Wort wäre zuviel gewesen. Jeder wußte, was er zu tun hatte.

Der Spuk blieb so stehen, daß er seine Diener ansehen konnte. Sie hatten einen Halbkreis gebildet. Auch Laurie Ball hatte sich in die Menge eingereiht. Ihre Blicke hingen an der unheimlichen Gestalt.

»Es ist soweit«, sagte der Spuk dann. »Unsere Stunde naht. Wir werden in Richtung Park Avenue gehen und die Menschen, die uns unterwegs begegnen, zu unseren Getreuen machen. Nichts kann uns mehr aufhalten. Manhattan wird bald in unserer Hand sein.«

Die Augen des Spuks leuchteten. Noch einmal sah er seine Diener an. Dann sagte er: »Geht und legt die Saat des Teufels!«

***

Jeweils zu zweit drangen sie in die Häuser ein!

Türen wurden aufgebrochen, Fenster eingeschlagen, Menschen im Schlaf überrascht.

Ehe die New Yorker jedoch etwas unternehmen konnten, standen die Willenlosen schon in den Zimmern.

Sie brauchten die Menschen nur zu berühren, um den Keim des Bösen weiterzugeben.

Aber nicht überall klappte es so gut. In einem Haus gelang es einer Frau, die Notrufnummer der Polizei zu wählen.

»Hilfe!« kreischte sie. »Kommen Sie schnell, wir werden überfallen. 66. Straße…« Da wurde sie gepackt. Eine Hand legte sich über ihr Gesicht. Der Körper der Frau wurde steif, fiel zurück aufs Bett.

Aus dem Hörer drang die ungeduldige Stimme des Polizisten. »Melden Sie sich. Was ist los? Warum reden Sie nicht?«

Die Frau selbst war es, die den Hörer nahm und ihn auf die Gabel legte. Sie hatte jetzt kein Interesse mehr, mit dem Beamten zu sprechen. Sie diente einem anderen. Wie ein Roboter erhob sie sich vom Bett, verließ das Zimmer und schloß sich den anderen an.

So erging es zahlreichen Menschen. Die Boten des Spuks waren schneller, als ihre Opfer reagieren konnten.

Von Minute zu Minute wurden es mehr Opfer. Das Geschehen lief fast lautlos ab. Es brauchten auch keine Fensterscheiben mehr eingeschlagen oder Türen aufgetreten werden. Der Spuk spielte seine Magie voll aus. Ohne daß seine Diener es mitbekamen, hatte er eine magische Glocke über das gesamte Viertel gelegt. Mit einem Schlag wurde es stockdunkel. Keine Lichter brannten mehr, keine elektrische Uhr tickte.

Blackout!

Und die Armee der Willenlosen ging weiter. Sie näherte sich bereits der breiten Park Avenue…

***

Im E-Werk Manhattan Mitte bekamen die verantwortlichen Techniker den Stromausfall mit.

»Shit!« fluchte Jim Alvarez. »Wieder Blackout!«

»In ganz New York?« fragte sein Kollege.

»Nein, nur im Bezirk fünf.«

»Das ist doch nicht drin.«

»Wenn ich es dir sage.« Alvarez griff bereits zum Telefon. Er glaubte an einen technischen Defekt und alarmierte den Störtrupp.

Rasch machten sich die Männer auf den Weg. Vier Techniker fuhren in die 66. Straße East, denn dort stand der große Verteiler für das Gebiet, das die Fachleute Bezirk fünf nannten.

Die Männer trafen pünktlich ein, befuhren die 66. Straße und sahen die Menschen. Plötzlich waren die Techniker umringt. Hände streckten sich nach dem Wagen aus. Die Türen wurden aufgerissen. Die Elektriker kamen nicht mehr dazu, einen telefonischen Hilferuf

auszusenden. Ehe sie sich versahen, gehörten sie bereits zu den Dienern des Spuks.

Durch nichts war seine Armee mehr aufzuhalten. Manhattan schien verloren…

***

Ich rauchte nervös. Hockte hinten im Streifenwagen und hoffte auf das berühmte Wunder.

Es kam nicht. Das Sprechgerät im Wagen blieb still. Keine Meldung, daß alles in Ordnung war.

Die beiden Cops waren abgeklärte Burschen. Das jedenfalls hatte mir der Captain erklärt. Wir bildeten die Vorhut. Andere Einsatzwagen würden folgen.

Wir rauschten über die Park-Avenue. Die Einmündungen der Querstraßen flogen vorbei.

55. Straße… 56. Straße…

Herr im Himmel, wie lange dauert das denn noch? Ich zündete mir die dritte Zigarette an.

Der Cop auf dem Beifahrersitz drehte sich um. »Sie sind nervös, wie?«

»Ja.«

»Keine Angst, wir sind schon mit ganz anderen Sachen fertig geworden. Das können Sie uns glauben. Es gab da mal einen Fall…« Er erzählte von einem wahnsinnigen Mörder. Ich hörte nicht hin.

Ampelstop.

Bald hatten wir es geschafft. Der Cop griff zum Mikrophon. Machte Meldung, daß wir unser Ziel in zwei Minuten erreichen würden. »Bisher alles ruhig«, sagte er. Dann kam die Einmündung zur 66sten. Runter vom Gas. Zurückschalten. Stopp an der Kreuzung.

»Biegen Sie in die 66ste«, sagte ich. Vorgebeugt hockte ich auf dem Rücksitz, starrte zwischen den beiden Vordersitzen durch die breite Frontscheibe.

Die Cops blieben ruhig. »Hätten wir sowieso gemacht«, bekam ich zur Antwort. Langsam bog der Streifenwagen um die Ecke. Die Scheinwerfer warfen ihre hellen Spuren durch die Dunkelheit, leuchteten die Fahrbahn vor dem Wagen aus.

Ich fieberte innerlich.

Hatten wir noch eine Chance? Kamen wir rechtzeitig, um den Spuk mit seiner Meute zu stoppen?

Wir kamen nicht.

Urplötzlich trat der Fahrer auf die Bremse. »Verdammt!« fluchte er. Sein Kollege wollte die Tür aufreißen und den Wagen verlassen. Ich griff über die Lehne und packte den Mann an der Schulter.

»Bleiben Sie im Wagen!«

Er gehorchte.
Jetzt erst konnte ich sehen, was die beiden Cops so erschreckt hatte. Und auch mir jagte der Anblick einen kalten Schauer über den Rücken.
Ein Menschenwall stand auf der Straße. Dicht gedrängt sperrte er die Fahrbahn ab. Sie kamen aus den Häusern. Im Licht der Scheinwerfer sahen sie fast alle gleich aus, trotz ihrer unterschiedlichen Kleidung. Viele trugen nur Nachthemden. Manche hatten sich in aller Hast und Eile Morgenmäntel oder Schlafröcke übergeworfen.
Ich sah Männer, Frauen und Kinder. Alle hatten sie etwas gemeinsam. Den leeren, stumpfen Blick in ihren Augen.
Und die Armee der Willenlosen machte sich daran, den Streifenwagen zu stürmen. Uns blieb nicht mehr viel Zeit. In wenigen Augenblicken würden die menschlichen Roboter den Wagen erreicht haben und uns herausholen.
Die Cops drehten durch. Sie rissen die Revolver aus den Halftern. Der Beifahrer versuchte verzweifelt, mit seiner Zentrale in Kontakt zu kommen.
Doch nur ein Rauschen drang aus dem Gerät.
»Gestört!« schrie er beinahe hysterisch. »Was machen wir denn jetzt?«
»Verriegelt die Türen!« rief ich. »Das schafft für einen Augenblick Luft.«
»Und Sie?«
»Ich weiß mir schon zu helfen«, erwiderte ich optimistisch.
»Wir können auch zurück…«
Der Fahrer hatte sich umgedreht. »Nein!« schrie er. »Jetzt nicht mehr! Sie sperren bereits die Straße ab!«
Ich wandte den Kopf und sah, daß der Beamte recht hatte. Jetzt wurde es wirklich ernst. Zwei Männer wollten mich packen und in ihren Kreis aufnehmen.
Ich war schneller. Sprang auf das Heck des Streifenwagens und kletterte von dort auf das Dach.
Breitbeinig blieb ich stehen.
In der rechten Hand hielt ich meine Beretta, in der linken ein geweihtes Kreuz!
Die Besessenen blieben stehen. Der Anblick fuhr ihnen durch Mark und Bein. Dieses Kreuz, das in meiner Hand zu strahlen begann, legte einen Schutzschild um mich. Keiner wollte mit diesem Zeichen des Guten in Berührung kommen. Sekunden verstrichen.
Atemlose Stille herrschte. Es war grotesk. Ich stand allein. Gegen eine hundertfache Übermacht. Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, wann sie mich besiegten. Sie brauchten nur den Wagen umzukippen, dann war es um mich geschehen. Doch auf den Gedanken kam

niemand.

Noch nicht…

»Zurück!« unterbrach ich mit scharfer Stimme das lastende Schweigen. »Geht zurück! Gehorcht nicht den Wahnsinnsbefehlen eures Meisters. Er hat ausgespielt. Die Macht des Guten ist stärker!«

Gelächter. Grell, höhnisch.

Hände wurden geballt. Drohungen trafen meine Ohren. Fäuste schlugen auf die Kühlerschnauze des Polizeiwagens. Das Auto geriet ins Schwanken. Ich hatte Mühe, oben auf dem Dach das Gleichgewicht zu behalten.

Ich feuerte in die Luft. Riskierte eine meiner wertvollen Silberkugeln und hoffte darauf, daß der Schuß sie zur Vernunft bringen würde.

Das tat er auch.

Die Besessenen ließen von dem Streifenwagen ab. Sie traten zurück, reihten sich ein in den Kreis ihrer Mitläufer.

Laut rief ich: »Es ist mir bekannt, daß sich der Spuk hier in der Nähe aufhält. Wenn er nicht zu feige ist, dann soll er sich zeigen. Ich will ihn sehen und gegen ihn kämpfen! Sagt es ihm!«

Sie brauchten es ihm nicht mitzuteilen. Der Spuk kam auch so. Er hatte mich längst gesehen, den verhaßten Gegner.

Die Menschen öffneten eine Gasse. Gerade breit genug, damit ein Wagen hindurchfahren konnte.

Es war das Horror-Taxi!

***

Die ersten Regentropfen trafen mein Gesicht, doch ich spürte sie nicht. Ich hatte nur Augen für den Wagen mit dem Sarg auf dem Dach. Etwa fünf Yards vor dem Patrol Car blieb das Taxi stehen.

Atemlose Spannung ringsum.

Ich spürte mein Herz klopfen. Meine Handflächen wurden feucht. Schweiß sammelte sich im Nacken und rann den Rücken hinab.

Donnern in der Ferne. Grollend und dumpf. Sollte das Gewitter das Finale einläuten? Vielleicht sogar meinen Tod?

Hart preßte ich die Lippen zusammen und wartete auf die folgenden Ereignisse. Meine Blicke glitten über den pechschwarzen Wagen. Dann wurde die Fahrertür geöffnet, und heraus trat – der Spuk.

Er baute sich vor der Motorhaube auf. Ein Schemen mit funkelnden Augen. Unter der Kapuze sah ich kein Gesicht, keine Schulter hielt den langen Umhang, keine Füße berührten den Boden. Nur die Augen waren zu erkennen.

Der Spuk bot einen schaurigen Anblick.

Er paßte zu dem nachtschwarzen Wagen wie die berühmte Faust aufs Auge.

»Du willst mich aufhalten, John Sinclair?« fragte er höhnisch. »Du

hättest dich verkriechen sollen. Es wäre besser gewesen.«

Ich lachte spöttisch, wollte ihn reizen. »Wundert es dich nicht, daß dein Diener Jeff Denver es nicht geschafft hat?«

»Nein. Ich weiß, daß du ein sehr starker Gegner bist. Leider hatte ich keine Zeit, dich zu erledigen. Aber das werde ich jetzt nachholen.«

»Du spuckst große Töne, Spuk. Erkundigte dich mal beim Schwarzen Tod. Auch er hat versucht, mich umzubringen. Immer und immer wieder. Bisher ohne Erfolg.«

Der Spuk winkte ab. Dabei bewegte sich nur der Ärmel des Umhangs. »Der Schwarze Tod interessiert mich nicht. Wir kommen uns nicht ins Gehege. Mein Reich ist ganz woanders. Ich bin der Fürst der Schatten, habe zu bestimmen über die Ausgestoßenen, über die Abtrünnigen. Nur wollte ich auch einmal auf die Erde und mit den Menschen spielen. Wenn ich will, kann ich jeden von ihnen zu einem Schatten machen. Es wäre dann die endgültige Vernichtung.«

Jetzt forderte ich ihn heraus. »Dann fang bei mir an!«

»Nein, John Sinclair. Dich überlasse ich den anderen. Sie werden dich töten. Du mußt ausradiert werden. Und ich habe auch den Plan aufgegeben, dich zu einem der Unseren zu machen.« Der Regen war stärker geworden. Auch der Wind hatte aufgefrischt. Er pfiff durch die Straße, wirbelte Papier hoch und schob leere Konservendosen mit blechernem Geräusch über die Gehsteige.

»Aber einen Gefallen werde ich dir noch tun, John Sinclair. Du sollst mein wahres Gesicht sehen, so wie die Menschen, die in meinen Sarg kommen.«

Der Spuk begann sich zu verwandeln.

Der leere Raum unter seinem langen Mantel wurde ausgefüllt von einer grün schillernden Masse. Gelenke wuchsen. Arme, Beine und Hände.

Diese Pranken hatte ich schon einmal gesehen. Sie holten Laurie in den Sarg. Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Der Spuk war in Wirklichkeit ein gräßliches Ungeheuer. Aber er hatte kein Gesicht. Die Augen klebten in dieser Masse. Nach wie vor waren die Blicke starr auf mich gerichtet.

»Nun weißt du wie ich aussehe, John Sinclair!« tönte es dumpf aus der Mundöffnung. »So zeige ich mich meinen Freunden im Reich der Schatten. Aber wer mich jemals in diesem Zustand gesehen hat, kommt nicht mehr davon. Dann gehört er zu mir. Du weißt, was das bedeutet, John Sinclair?«

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

In diesem Augenblick ritt mich der Teufel. Ich sprang auf die Kühlerhaube des Streifenwagens und ließ den Spuk in die Mündung meiner Beretta sehen.

»Okay, Spuk«, sagte ich hart. »Jetzt bist du für Silberkugeln empfänglich.« Ich lachte hart. »Ich brauche nur abzudrücken, und es hat dich gegeben.«

Der Spuk war überrascht. Ich merkte es daran, daß er unsicher einen Schritt zurückging. Er hatte sich überschätzt. Es war ihm wie vielen Dämonen gegangen. Sie waren in ihrem Reich die absoluten Herrscher, doch wenn ein menschlicher Gegner vor ihnen stand, dann trauten sie sich mehr zu, als sie in Wirklichkeit brachten.

Und ich machte den Fehler, nicht sofort zu schießen. Okay, er war ein Dämon, in ihm manifestierte sich absolut das Böse, aber direkt angegriffen hatte er mich nicht. Es war also keine Notwehrsituation. Daher mein Zögern.

Der Spuk nutzte die Situation sofort aus.

Ich weiß nicht wem oder ob er überhaupt ein Zeichen gegeben hatte, plötzlich spürte ich einen harten Schlag gegen den rechten Arm, fiel zur Seite, verlor das Gleichgewicht und rutschte von der Kühlerschnauze.

Im nu war die Hölle los!

»Packt ihn!« gellte die Stimme des Spuks, der sofort zu seinem Wagen rannte und durch die Körper seiner Diener gedeckt wurde.

Ich hätte Unschuldige getroffen. Die Hand mit der Waffe sank nach unten.

Zum Glück war ich nicht hingefallen. Mir blieben noch Sekunden, bevor mich die ersten erreichten. Der Stein, der mich am Arm getroffen hatte, lag neben mir auf dem Boden.

Ich schnellte aus der knieenden Stellung hoch. Aus den Augenwinkeln sah ich die verzerrten Gesichter der beiden Polizisten hinter der Frontscheibe des Patrol Cars. Deutlich las ich die Angst in ihren Zügen. Kümmern konnte ich mich nicht um sie. Jetzt galt es, den Spuk zu stellen.

Schon brummte der Motor des Horror-Taxis auf.

Dann schoß der Wagen los. Genau auf mich zu.

Wie schon einmal in dieser Nacht lief ich Gefahr, von den breiten Reifen zermalmt zu werden.

Und wieder hechtete ich zur Seite, kam hart auf, rollte einmal um die eigene Achse, stand aber blitzschnell wieder auf den Füßen und rannte hinter dem Wagen her. Alles ging so schnell, daß die Diener des Spuks gar nicht erst eingreifen konnten. Ich hatte Glück, daß der Spuk nicht direkt geradeaus fahren konnte, da ihm der Streifenwagen im Weg stand. Er mußte abbremsen, das Lenkrad nach rechts reißen und um das Patrol Car herumfahren.

Ich gewann Sekunden.

Jagte auf das Horror-Taxi zu.

Da gab der Spuk Gas. Der Wagen machte einen Satz nach vorn. Für

den Bruchteil einer Sekunde hatte ich Angst, der Wagen würde mir entwischen. Von der Seite her sah ich schon die Besessenen auf mich zurennen. Ihre Hände wollten nach mir greifen, wollten mich zu Boden ziehen, um mich unter ihren Körpern zu begraben.

Ich legte all meine verfügbare Kraft in einen gewaltigen, alles entscheidenden Sprung.

Halbhoch flog ich durch die Luft. Mein Körper war gestreckt. Ich sah den Wagen näherkommen und schaffte es.

Meine Hände klammerten sich um den Gestellrahmen, auf dem der Sarg stand. Da hatte der Spuk freie Bahn. Er drückte auf das Gaspedal.

Ich spürte den Ruck bis in meine Schultergelenke. Für einen Moment wurde es mir schwarz vor den Augen, aber zum Teufel noch mal, ich ließ nicht los. Klammerte mich weiterhin eisern fest. Meine Beine lagen auf der breiten Kofferraumhaube. Ich hatte sie etwas angezogen, um eine bessere Lage zu bekommen. Der Regen war stärker geworden. Von der Seite her peitschte er mir gegen den Körper.

Der Wagen jagte auf die Einmündung zur Park-Avenue zu. Und meine Horror-Fahrt durch New York begann!

***

Ich sah im Vorbeijagen die Streifenwagen. Zu mehreren waren sie aufgefahren. Ihr Rotlicht zuckte. Cops hatten eine Sperre gebaut. In ihren Händen funkelten Waffen. Doch die Beamten schossen nicht. Das Risiko, mich zu treffen, war zu groß.

Ich hing auf dem Taxi wie eine Fliege an der Scheibe. Der Regen hatte mich völlig durchnäßt. Mit einer wilden Schlingerbewegung schleuderte das Taxi in die Kurve, jagte auf die Park Avenue und fuhr dort mit Volldampf hinunter.

Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich Captain Don Hamilton. Er fuchtelte mit beiden Armen, schrie mir etwas zu, was ich nicht verstand.

Dann war ich vorbei.

Sicher würden die Cops mit den Besessenen zusammentreffen. Ich hoffte nur, daß es keine Toten gab.

Und das Taxi raste weiter.

Leer war um diese Stunde die Park-Avenue. Jetzt schüttete der Himmel gewaltige Wassermassen auf die Erde. Der noch warme Asphalt dampfte unter dem kühlen Regen. Dunstfetzen hingen wie Schleier auf der Straße. Blitze zuckten vom Himmel. Krachende Donner folgten noch im gleichen Atemzug.

Über New York tobte die Gewitterhölle. Die aufgeladenen Naturgewalten entfesselten ein wahres Inferno.

Ich mußte den Spuk irgendwie zwingen, daß er stoppte. Denn die rasende Fahrt war für mich ein höllisches Risiko. Wie leicht konnte ich

abrutschen. Der Regen machte die Oberfläche des Blechs glitschig wie Schmierseife.

An der Halterung zog ich mich weiter hoch. Ich wollte nach vorn, um dem Spuk den Blick durch den Frontscheibe zu verwehren.

Es war eine Wahnsinnsarbeit, eine regelrechte Quälerei. Immer wieder geriet ich in Gefahr abzurutschen, doch dann gelang es mir, mich an der Kante des Sarges festzuklammern.

Langsam zog ich die Beine nach, griff mit den Händen weiter nach vorn und rutschte Stück für Stück über den Sarg. Dann lag ich auf der Totenkiste. Erschöpft, außer Atem.

Der Regen klatschte mir auf den Rücken. Über die Park-Avenue fegten lange Wasserschleier. Sie sahen aus wie graue Wände, die vom Wind hin- und herbewegt wurden.

Knöchelhoch stand das Wasser. Die Gullys konnten die Regenmassen kaum fassen. Manche quollen über, und es bildeten sich in ihrer Nähe gurgelnde Strudel.

Immer wieder wurde der Himmel vom Zucken der Blitze erhellt. Sie spalteten für wenige Augenblicke die Dunkelheit, fuhren im Zickzack dem Boden entgegen und wurden von Antennen und Blitzableitern aufgesaugt.

Noch immer fuhr der Spuk ein zu großes Tempo. Wenn er es weiter beibehielt, sah ich schwarz. Irgendwann würde der schwere Wagen zu schlingern beginnen und an einer Wand zerschellen. Ich brauchte kein großer Prophet zu sein, um voraussagen zu können, was dann von mir noch übrigblieb.

Hin und wieder begegneten uns andere Fahrzeuge. Die Karosserien sah ich kaum, nur die durch den Regenvorhang verwaschen wirkenden Scheinwerfer.

Wieder machte mich ein krachender Donnerschlag fast taub. Dann blendete mich der nächste Blitz. Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Und weiter trommelten die Wassermassen auf meinen Rücken. Ich lag jetzt flach auf dem Sarg, doch diese Position konnte ich auch nicht ewig einbehalten. Ich mußte mir etwas einfallen lassen. Und zwar auf die Schnelle.

An der linken Seite rutschte ich vorsichtig herunter. Zum Glück war der Sarg nicht so breit, daß er die gesamte Dachfläche einnahm. Zu beiden Seiten befanden sich noch Zwischenräume.

In den linken klemmte ich mich.

Mit einer Hand hielt ich mich am Dachträger fest, machte meine Beine gerade und versuchte, aus meinem Jackett zu schlüpfen.

Es war unvorstellbar schwer.

Ich lag auf dem Dach eines dahinrasenden Wagens, mein Jackett war klatschnaß, es klebte am Körper. Verzweifelt versuchte ich, es abzustreifen.

Ich kam mir vor wie eine Schlangentänzerin, wobei die es noch besser hatte. Sie brauchte sich nicht auf so beengtem Raum zu bewegen wie ich.

Doch ich schaffte es. Irgendwann hielt ich den nassen Fetzen in meinen Händen. Noch immer goß es wie aus Eimern. Manchmal kam ich mir vor wie unter einer Brause. Ich hatte sogar Schwierigkeiten, Luft zu bekommen.

Donner, Blitz, Donner…

Sie lösten sich ab in rasendem Wechsel. Wie weit wir schon gefahren waren, wußte ich nicht. Es war mir auch egal. Nur ein Gedanke bewegte mich: Du mußt das Taxi stoppen!

Manchmal schlingerte der schwere Wagen. Dann hatte ich jedesmal das Gefühl, vom Dach geschleudert zu werden, aber es ging gut.

Ich drückte meinen Körper noch etwas vor. Mit der rechten Hand hielt ich das Jackett am Kragen gepackt, die linke Hand hatte ich weiterhin um die vordere Stange des Dachträgers geklammert.

Ich schleuderte das Jackett über die Vorderseite des Daches hinweg. Es wurde vom Wind erfaßt und flatterte sekundenlang wie eine Fahne. Rasch nahm ich die andere Hand zu Hilfe.

Dann klatschte ich das Jackett gegen die Frontscheibe.

Mit einer Hand hielt ich es fest, platzte fast vor Nervosität, denn ich war mir nicht sicher, wie der Spuk reagieren würde.

Normalerweise konnte er jetzt nichts mehr sehen, er mußte…

Radikal wurden meine Gedanken unterbrochen. Der Wagen begann zu schlingern. Er rutschte nach rechts auf die Straßenmitte zu. Die Fliehkraft packte mich. Vor Angst schrie ich auf, doch es gelang mir, mich auf dem Dach zu halten.

Hupen! Grell, schneidend.

Ein Wagen kam entgegen, genau auf uns zu.

Der Spuk riß das Lenkrad herum. Wir rasten vorbei, entgingen einer Kollision. Warum bremste der Dämon denn nicht? Warum fuhren wir weiter in diesem Höllentempo?

Das konnte nicht gutgehen.

Wieder schlingerte das Taxi. Diesmal stärker. Das Heck brach aus. Im nächsten Moment drehte sich der Wagen. Plötzlich wurde er zu einem Kreisel. Glitt über die nasse Straße, als wäre der Belag aus Schmierseife.

Ich hatte das Gefühl, in einem Karussell zu sitzen, verlor die Übersicht, die Fliehkräfte wurden stärker. Ich kam nicht mehr dagegen an. Mußte loslassen.

Da bremste der Spuk.

Ich flog vom Dach.

Urplötzlich bekam ich einen gewaltigen Stoß. Er schleuderte mich über die Kante hinweg. Ich wollte mich noch festhalten, doch meine

Finger rutschten ab.
Der Boden raste näher. Dann klatschte ich in eine riesige Wasserpfütze. Noch während des Falls hörte ich einen Krach und dann splitternde Geräusche. Scheiben gingen zu Bruch.
Ich prallte hart auf, rutschte weiter über die nasse Fahrbahn, überschlug mich, zog instinktiv den Kopf ein, bewegte mich wie ein Judoka, und mir passierte nichts. Mitten auf der Park-Avenue blieb ich liegen. Ein dumpfes Hämmern im Kopf.
Ich riß mich zusammen, kam auf die Beine. Schwankend zwar, aber ich stand. Automatisch zog ich die Beretta. Ich hatte sie in den Hosenbund geklemmt. Von der Waffe rann das Wasser, aber das machte ihr nichts. Ich lief auf den Wagen zu.
Das Horror-Taxi stand auf der gegenüberliegenden Seite der Straße. Die breite Kühlerschnauze hatte eine Telefonzelle und zwei Glasvitrinen gerammt. Von allen drei Dingen war nicht mehr viel übrig geblieben. Ich sah nur noch verbeultes Blech und zerborstenes Glas, wobei die kleinen Splitter schon vom Regen weggespült wurden.
Doch der Spuk lebte noch.
Die Tür wurde aufgestoßen, und dann kroch er aus seinem Wagen. Er hatte sich nicht verändert, zeigte nach wie vor sein wahres Dämonengesicht, diese häßliche grün schimmernde Fratze.
Er sah mich und blieb stehen.
Auch ich ging nicht mehr weiter.
Im strömenden Regen standen wir uns gegenüber. Blitze spalteten den dunklen Himmel, Donner grollte, die Natur tobte. New York erlebte eine Hölle.
Und ich stand mittendrin.
In Sturzbächen rann mir das Wasser über den Körper. Breitbeinig hatte ich mich aufgebaut, in der rechten Hand lag schußbereit meine mit Silberkugeln geladene Beretta.
Geduckt stand mir der Spuk gegenüber. Diesmal hatte er keine Helfer. Es gab nur ihn und mich.
»Aus!« schrie ich ihm entgegen und ging gleichzeitig vor.
Da griff der Spuk zum letzten Mittel.
Er verwandelte sich.
Schemenhaft erkannte ich, daß die grüne Masse sich auflöste. Dieser Vorgang lief blitzschnell ab.
Ich feuerte.
Fehlte…
Schoß noch einmal. Lief dabei auf den Spuk zu. Ich hatte zu hoch gehalten. Die Kugel fegte dorthin, wo sich die Masse bereits in der Auflösung befand.
Noch ein drittes Mal wollte ich schießen.
Da geschah etwas, was ich nur mit Zufall oder höherer Gewalt

erklären konnte. Etwas Helles, Blendendes raste aus dem dunklen Himmel auf die Straße nieder. Ein Blitz!

Und er traf.

Gellend hörte ich den Spuk schreien, warf mich selbst zu Boden, wartete einige Herzschläge lang ab und rappelte mich dann hoch.

Nur noch das Rauschen des Regens war zu hören.

Den Spuk gab es nicht mehr. Er war verschwunden. Der Blitz hatte ihn getroffen. Etwas Dunkles lag auf dem Boden. Die Kleidung des Spuks. Ich trat mit dem Fuß die nassen Lappen auseinander. Meine Gedanken drehten sich um die letzten Sekunden.

Hatte der Blitzstrahl den Spuk tatsächlich vernichtet? Konnte ein Blitz einen Schatten töten?

Ich zweifelte daran, war mir plötzlich sicher, daß ich noch von dem Spuk hören würde. New York hatte auf jeden Fall vor ihm Ruhe. Die erste Gefahr war gebannt worden.

Eine Stadt konnte aufatmen.

Und ich ebenfalls.

***

In eine Decke gehüllt, hockte ich im Einsatzwagen der Polizei. Wie oft ich schon geniest hatte, hatte ich nicht gezählt. Aber die Cops hatten Erbarmen.

Sie spendierten Whisky. Und nach drei langen Schlucken fühlte ich mich wohler.

Es hatte aufgehört zu regnen. Ein frischer Wind strich durch die Straßenschluchten. Sterne glänzten am Himmel. Der fahle Mond leuchtete. Schon bald würde von dem Unwetter nichts mehr zu sehen sein.

Und doch hatte es viel Ärger gegeben. Noch immer waren sämtliche Feuerwehrwagen unterwegs. Keller mußten leergepumpt werden, und auch aus den Wohnungen holte man Wasser, Schlamm und Dreck. Auf manchen tiefer gelegenen Straßen stand das Wasser kniehoch. Der Regen war so stark gewesen, daß die Gullys die Wassermassen nicht mehr fassen konnten.

Captain Hamilton saß mir gegenüber.

Es hat keinen Toten gegeben. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen.

Die Besessenen hatten die Cops nicht angegriffen, sondern abgewartet. Da jedoch kein neuer Befehl kam, wußten sie nicht, was sie machen sollten.

»Und dann war auf einmal alles vorbei«, erzählte Captain Hamilton. »Von einer Sekunde auf die andere wurden die Menschen wieder normal. Das habe ich noch nicht erlebt. Verstehen sie das?«

Ich nahm einen Schluck und nickte. »Sicher. Das muß der Augenblick gewesen sein, in dem der Spuk von der Erde verschwand.«

»Wenn Sie das sagen.«

Hamilton war noch immer skeptisch. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Das Taxi war sichergestellt worden. Es hatte nur noch Schrottwert. Und auch der Sarg war auseinandergeplatzt. Es gab nichts, was er verborgen hätte.

Dann wollte ich ein Mädchen sprechen.

Laurie Ball.

Sie wußte nicht so recht, was sie sagen sollte. Ich tröstete sie. »Vergessen sie alles, Laurie. Das ist am besten.«

Sie nickte. »Ich… Ich habe Gedächtnisschwund. Ich weiß auch nicht, wie das gekommen ist.«

Eine Erklärung gab ich ihr nicht.

Der Morgen graute, als ich in meinem Hotel eintraf. Bevor ich mich ins Bett legte, um den verlorenen Schlaf nachzuholen, meldete ich ein Gespräch nach London an. Ich bekam Suko an die Strippe.

»Alles klar?« fragte ich.

»Hi, John«, rief mein chinesischer Partner. »Ich dachte schon, du lebst nicht mehr. Was macht dein Fall?«

»Schon vergessen.«

»Dann war er ja nicht so schlimm.«

»Nein«, erwiderte ich nachdenklich. »Er war überhaupt nicht schlimm. Aber weißt du was, Suko. Ich freue mich trotzdem wieder auf London. Auch wenn dort sicherlich die schlimmen Fälle auf mich zukommen werden…«

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 17 »Das Dämonenauge«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 12 »Lebendig begraben«